

# Der Wunder= baum

Dreißig Legenden  
von Wilhelm Schmidbauer

130.











# Der Wunderbaum

Dreiundzwanzig Legenden  
von Wilhelm Schmidtbönn



Egon Fleischel & Co.  
Berlin 1913

133466  
14/7/14



Ich widme dieses kleine Buch meinen Malerfreunden  
Heinrich und Sophie Brüne, zum Gedanken an  
mein Soldatenjahr in München, da ich die Sonntag-  
nachmittage bei ihnen im Dachatelier saß, den blau-  
roten Rock auszog, und Sophie mein Märchen war.  
Heinrich Frauenlob gehört meiner Frau Liese, der König  
Ruderknecht gehört Ernst Lissauer, der König  
von Münster Paul Wegener, die  
Jungfrauen von Heemstede  
Bettina Seipp

Gedruckt in Bernhard-Fraktur nach der Anordnung von  
Lucian Bernhard bei der Spamer'schen  
Buchdruckerei in Leipzig

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1913 by Egon Fleischel & Co., Berlin

Nacht, Wald, Dichter und fremde Frau . . . . . 9

---

Der Ruderknecht und die Zwerge . . . . .	17
Der Jungbrunnen . . . . .	25
Ahasver und das Kind . . . . .	33
Der Baum und das Mädchen . . . . .	45
Die drei Jungfrauen von Heemstede . . . . .	51
Heinrich Frauenlob stirbt . . . . .	59
Der Flieger . . . . .	67
Ein König ohne Namen . . . . .	73
Die Riesenhochzeit . . . . .	81
Der König von Münster . . . . .	87
Das Mütterchen auf der Insel . . . . .	95
Wie Jan Ademar begraben wurde . . . . .	103
Die Loreley und der Schmied . . . . .	113
Riza . . . . .	121
Das erdbraune Kind . . . . .	127
Die elftausend Jungfrauen . . . . .	133
Die Wolke über dem Schiff . . . . .	141
Die drei Pfeile . . . . .	151
Weigand . . . . .	159
Der Pfau in der Sonne . . . . .	169
Das Freudenmädchen von Antwerpen . . . . .	179
Mona Lisa . . . . .	187
Der letzte Mensch . . . . .	199
Dichter, Frau und der Morgen . . . . .	207

---



Der Dichter, ein breiter Mann, eher dem Steuermann eines Geeschiffes ähnlich, in einer Bauernjacke, mit bloßem Hals, ohne Hut auf dem langen Haar, ging am späten Abend durch den Wald. Er hatte die Straßen der Großstadt, Frau, Kinder, Freunde, Bücher, Zeitungen, Theater, Konzerte hinter sich gelassen, nachdem er sein Inneres voll damit beladen hatte, und lebte nun für eine Weile hier im Dorf, in einem kleinen Zimmer, unter den einfachen Umständen der Urwelt, zwischen Bauern, Pferden, Kindern, Gänzen, besonnten Äckern, ansteigenden Wiesen, schweigsamen Wäldern. Er ließ Sonne und Regen gleicherweise auf sein Haar fallen, trieb kraftvoll gesunden Schweiß durch die Poren seiner Haut, fror in kühlen Winden, schwamm, ritt, warf Steine und bedachte unter dem alles sein neues Werk, in dem er den Heraufstieg dieses neuen Geschlechts darstellen wollte, das die Maschinen erschaffen hatte und nun von den Maschinen selber umgeschaffen wurde.

Der Wald begann um ihn schwarz zu werden, nur durch die Öffnungen der Wipfel oben blieben noch etige Stücke Weiß zu sehen. Die Luft unter dem Laub war noch vollgetrunken mit der Hitze der Sonne. Unerklärbare Laute riesen irgend-

woher aus dem Schwarz. Gestalten zeigten sich, die wie unbewegt wartende Frauen aussahen und beim Näherkommen nur Baumstümpfe waren. Das Schwarz der Luft ging, durch irgendeine Wirkung des Lichtes draußen, in ein so starkes Blau über, daß auch die Hände des Wanderers bläulich heraußschimmerten. Der Dichter riß in dieser erregenden Schwüle das Hemd über der Brust auf, öffnete den Mund und hielt im Schreiten den Kopf vorgestreckt, jeden Augenblick irgend eines Wunders gewärtig.

Das Wunder war da, gerade, als er, ausschauend, es sich am wenigsten versah. Etwas, das ihm diesmal in Wahrheit ein Baumstumpf zu sein schien und an dem er eben gleichgültig vorüberschreiten wollte, erwies sich, als er zufällig mit der Hand daran rührte, als unfest und bei wirklichem Zugreifen als eine Frau, die es wohl für das Klügste gehalten hatte, sich durch keinen Laut und keine Bewegung zu verraten, und die nun stand, fühlbar zitternd und mit hörbarem Atem.

Der Mann beruhigte sie durch ein paar Worte, die gleichwohl erregter aus seinem bewegten Innern kamen, als er beabsichtigt hatte. Die Frau hatte sich

auf einem Abendgang verirrt. Sie gab als ihr Ziel die Richtung eines Schlosses an, das sich unweit mit roten Mauern in einem weißen See spiegelte. Der Dichter hatte einmal vor den Eisenstäben des Gitters gestanden und nach den roten Türmen hingesehen. Eine große Frau in braunem Kleid und violettem Tuch war die breite Treppe zum Wasser hinuntergegangen. Diese Frau war wohl schuld daran, daß ihn sein Weg von nun an manchmal zu überlisten schien und ihn vor das Schloß führte, obwohl er vom Haus fort in die entgegengesetzte Richtung geschritten war.

Der Dichter bot sich an, die Fremde zu führen. So schritten sie dicht nebeneinander. Er stellte ein und die andere Frage, nur um den dunklen Klang der Stimme zu hören, deren Wellen unmittelbar in den Strom seines Blutes hineinzitterten. In dem erhellsteren Fleck einer Waldblöße sah er die Frau wie einen Schatten neben sich gehen, Stirn, Nase, Kinn, alles fest und gerade, und darum her, in einem spielenden Gegensinn, eine gefallene Strähne des Haares — denn auch die Frau ging wie er ohne Hut. Ihr Scheitel war hinten ein wenig erhöht, wie bei Kindern der Kopf manchmal nach hinten ansteigt. Das gab der großen und weitschreitenden

Frau eine eigene Lieblichkeit, obgleich alles nur ein blauer Schattenriß gegen einen braunen Himmel blieb. Plötzlich war dem Führer klar, daß er diese Kopfslinie schon gesehen hatte, und als er die Gegenwart eines Tuches um die Schultern festgestellt hatte, wußte er, daß die Gefährtin neben ihm, die sich hütete, mit ihren Schuhen allzulauf die Äste zu brechen, dieselbe war, die er die Treppe zum Wasser hatte hinuntergehen sehen.

Es fügte sich von selber, daß er hin und wieder mit seinem Arm an den lebendigen Arm neben sich rührte. Wenn auch die Nacht seinen Augen nur wenig schenkte, spürte er doch den starken Geruch des Haares und atmete ihn verhalten ein. Als die Frau über einen gefallenen Stamm fiel, wagte er, ohne zu fragen und ohne daß sie wehrte, mit einer zarten Festigkeit ihren Arm zu nehmen. Seltsam von dieser geringen Vereinigung beglückt, nahm er sich vor, ein unschlimmes Spiel zu treiben: nämlich statt auf einem geraden Strich, in einem Bogen den Wald zu durchschneiden. So dehnte er den Weg zum Schlosse ein wenig aus und genoß die Gegenwart der Frau ein wenig länger. Als dann schließlich das Waldende dennoch nahe war, wurde er ganz verwegen und bog heim-

sich zwischen die Stämme zurück, so daß aus dem Bogen ein vollkommener Kreis wurde.

Endlich drückte er alle Bedenken in sich nieder und gab vor, jetzt selber irre zu sein, ja, sogar den Verdacht zu haben, gerade vom Schloß fortgeraten zu sein. Ein Baum stand da, ein ungeheuer, schwarz in schwarz, nur bis zu den ersten Ästen zu erkennen. Er schlug vor, sie sollten sich beide unter diesen Baum ins Gras setzen und so den ersten Morgen abwarten, der jetzt, im hohen Sommer, nicht allzulange ausbleiben würde.

Es brauchte einige Zeit, bis er die Frau dazu brachte, einzustimmen. Aber gerade dadurch, daß er alle Worte zur Überredung aufzubieten mußte, geriet er in eine Glut, die ihm ungewöhnlich gewählte Worte eingab und die diesen Worten noch dazu einen gefüllten Klang der Stimme gab. Es war, als ob endlich dadurch der Frau der Entschluß zu bleiben leichter würde und als ob sie sogar, sich neben ihn setzend, den Kopf ein wenig zu ihm hinneigte. Sie gab an, nicht sie selbst fürchte sich, sondern der Gedanke bedrücke sie, daß ihr Mann zu Hause sich um sie ängstige. Von Zeit zu Zeit, wenn sie dieser Sorge Worte gab, sprang sie auf und wollte sich daran machen, allein durch den Wald heimzufinden.

Da fiel dem Dichter ein Mittel ein, durch das er sie dazuhalten hoffte. Während sie, vor dem Schweigen der Nacht erschauernd, Schultern und Knie aneinanderdrückte, schlug er ihr vor, er wolle ihr etwas erzählen. Irgend etwas, wie er es sich gerade ausdenken werde. Irgendeine Geschichte, wie sie hingehörte unter den ganz stummen Baum, in den Wald, in die Nacht und zu dem Umstand, daß sie beide hier zusammensäßen. Etwas Nichtnatürliches. Etwas, wo irgendein Wunder sich ereigne. Ein Märchen.

Sie lachte. Ob er sie für ein Kind halte?

Er sagte: Draußen sind die Maschinen, die hochwühlenden Volksmassen, die sehnenden, angreifenden Geister. Wir aber sitzen, fern von dem allen, wie zwei Menschen vor Jahrtausenden gesessen haben und nach Jahrtausenden sitzen werden. Geschwister der Vergangenen und der Kommenden. Wir wollen für diese Nacht die Maschinen draußen lassen und alles, was draußen wühlt und angreift. Alles das ist voll großer Wunder. Der Wunder größtes aber ist in uns. Das Blut. Der Herzschlag.

Er fing zu erzählen an, mit ganz leiser Stimme, die dennoch fast überdeutlich durch den Wald klang, das Gesicht zu der Frau hingedreht. Langsam, be-

denkend, erst nur willens, der Frau Freude zu bereiten, dann selber von der Hölle des Erfindens und Aufbauens angepackt.

Ohne selbst darum zu wissen, rückte sie näher an ihn. Er nahm eine ihrer Hände in die seinen. Wenn seine Hände mit seinen Worten zuckten, dann zuckte auch ihre Hand. Wenn sie in jäher Angst doch wieder aufstiehn und nach Hause wollte, hielt er sie sanft nieder und begann schnell aufs neue zu erzählen. Er legte einen Arm um ihre Schulter, breitete ihr Tuch um sie und sich zugleich. Die Erregung seiner Brust strahlte in alle seine Glieder ein süßes Feuer aus. Sie saß, drückte endlich vertrauend, schwesterlich den Kopf an seine Brust, als wolle sie ihm mit dem Ohr die Worte aus dem Herzen heraushören.



# Der Rüderknecht und die Zwerge



Jeder kennt die Sage von den Zwergen, die sich in einer Nacht von dem Schiffer über den Rhein rudern ließen. Keiner weiß aber, daß, als das Klingen der viertausend wegwandernden kleinen Schuhe auf dem Ries des andern Ufers schon nicht mehr hörbar war, der Knecht des Schiffers, indem er die Laterne anzündete, zwei von den Zwerlein entdeckte, die, wohl in einer heimlichen Umarmung begriffen, sich verspätet hatten und nun in stolpernder Hast, eins das andere bei der Hand haltend, dem Brett des Ausganges zuliefen. Der Knecht griff schnell mit der Hand nach unten, packte die beiden Kleinen und schob das Männlein in seine linke, das Weiblein in seine rechte Rocktasche. Zu Hause angekommen, ging er neugierig sogleich auf sein Zimmer, holte das erste Zwerlein heraus und betrachtete es beim Licht der Kerze. Es war nicht größer als des Knechtes plump ausgestreckter Daumen, trug Jacke und Kniehose, darunter gelbseidene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Sein Gesicht war noch bartlos, fast noch ein Knabengesicht. Der Knecht stellte das Männlein auf den Tisch, wo es denn, aus aufgerissenen Augen in das bärige Riesengesicht aufsehend, bewegungslos stand und von dem lauten Gelächter des Knechtes und

dem zugleich damit auswehenden Atem beinahe vom Tisch wäre geblasen worden.

Der Knecht griff nun in die zweite Tasche und brachte das Jüngferlein hervor, das er unweit vom Männlein auch auf den Tisch stellte. Das Jüngferlein sah nur schnell nach seinem Freunde hin und blieb dann, wie der Freund, mit erstarrten Augen an Hand, Brust und Bart des Knechtes hängen. Dieser schob beide näher zueinander hin. Aber sie blieben beide stehen, wie sie hingestellt wurden, bewegten sich nicht, und es war nur zu sehen, wie beider Brust erregt stieg und fiel. Das Weiblein war in blaues Tuch gekleidet, auch die Schuhe und der Blumenkranz in seinem Haar waren blau. Den Knecht dünkte die kleine blaue Gestalt bald kein weniger zierliches Bild zu sein als irgend ein Mädchen in menschlicher Größe. Er hielt das seltsame Wesen dicht unter seine Augen, sah in das Gesichtlein hinein, befühlte das Haar, hob das Kleid ein wenig, um die Farbe der Strümpfe zu erkennen. Dann, um Gang und Laufart zu sehen, stellte er das Mägdlein wieder auf den Tisch, stieß es an, und als es die Füße nicht heben wollte, näherte er ihm vom Rücken her die Flamme der Kerze, in der Absicht, durch die Hitze einen Antrieb zur Bewegung zu

geben. Aber nicht das Weiblein begann zu laufen, allzu schwach in seinem Entseken, sondern das Männlein kam geschwind auf die Hand des Mannes zu, zog ein kurzes Messer aus dem Leibriemen und stach nach der schwarzen, behaarten Hand. Der Knecht, von der Nadel immerhin so getroffen, daß ein Blutstropfen auf der Hand sich zeigte, packte den Kühnen mit einem Griff und schloß ihn in die Schublade des Tisches.

Dann stieg eine böse Lust in ihm auf, und er fing an, obwohl das für seine schweren Finger kein bequemes Arbeiten war, dem Weiblein die Kleider auszuziehen. Kein Glied an ihr wehrte. Die kleinen Arme und Beine bogen und streckten sich, wie der Knecht es brauchte, und bald stand das Geschöpflein nackt und weiß auf dem Tische da. Der Knecht rückte einen Stuhl heran und setzte sich, um das Bild so recht nahe und in Muße zu betrachten. Und unter den Blicken seiner ungeheuren Augen endlich kam Bewegung in den kleinen Leib, der gleichwohl von so edler und ebenmäßiger Form war, wie es bei keiner Magd des Dorfes wäre zu finden gewesen. Das Weiblein kniete und hob die Hände bittend zu dem Gesicht des Knechtes auf, ohne daran zu denken, daß sie gerade durch diese Bewegung ihren Leib ganz bloßgab.

Der Knecht, breit lachend, aber doch in ein wenig erregter Sinnlichkeit, riß die Schublade auf und stellte die Nackte schnell zu dem Freunde hin, dicht an seine Augen heran, willens, sich aus der Scham der beiden, die sich vor einer Stunde in erster wortloser Liebe mochten gesunden haben, ein rechtes Ergözen zu schaffen. Das Männlein aber dachte nicht lange an irgend ein Schämen, sondern stach mit seinem Messer wild in die Luft, da es an Hand und Gesicht des Mannes nicht heran konnte. Der Knecht, eben dabei, sein Vergnügen zu vollenden und auch ihn, den Zornbebenden, zu entkleiden, hielt mit einem Male erschreckt inne, denn siehe: das Weiblein färbte sich mit einem dunklen Rot von den Zehen bis zu dem gelben Haar über der Stirn, streckte die Arme eifig von sich, fiel steif aufs Gesicht, lag ausgestreckt da und ließ, als der Knecht den Körper an sein Ohr hielt, nicht einmal mehr den Schlag des Herzens hören. Die rote Farbe der Scham weilte noch ein wenig, zuletzt über das Gesicht gebreitet, begann aber dann schnell vom Weiß des Todes verdrängt zu werden. Der Knecht, erkennend, daß in dem kleinen Leib eine Seele eingeschlossen war, viel empfindlicher als die seine, legte das Weiblein hin, umsonst immer aufs neue

versuchend, ob nicht doch noch ein Leben sich  
rege.

Da ward der breite, härtige Mann ernst und  
traurig, kleidete das Weiblein, das schon kalt und  
starr ward, wieder an, ließ das Männlein unge-  
stört neben der Leiche knien und mit einem silbernen  
Stimmchen weinen. So leise er konnte, schob er  
die Tischlade bis zu einem geringen Spalt zu. Dann  
schnikzte er einen kleinen hölzernen Sarg, fütterte  
ihn mit Beilchen aus, die er im Zimmer in einem  
Glase stehen hatte, und besprengte ihn mit Weih-  
wasser, das in einem Schüsselchen unter einer Mutter-  
gottes neben der Tür hing. Als er die Schublade  
öffnete, um die Tote herauszunehmen, lag das Männ-  
lein blutend und tot über der Freundin: es hatte sich  
das Messer ins kleine Herz gestoßen. Der Knecht  
legte beide Zwerglein in den Sarg und vergrub ihn  
im Garten unter einem Rosenstock.



# Der Jungbrunnen



**B**äterchen und Mütterchen waren, von einem geheimnisvollen Traum geführt, eine Woche gewandert, um den Jungbrunnen zu finden. Nun saßen sie vor dem silbernen Teich und sahen, wie viele andere Mütterchen und Bäterchen gebückt und fastend ins Wasser stiegen, sich den Quell auf den Rücken lärmten ließen, sich wohlig zu bewegen begannen und plötzlich von den Haaren an, über Stirn, Augen, Mund, Schultern hinunter, jung und glänzend wurden. Wenn sie wieder aufs Land stiegen, standen Jüngling und Jungfrau da, die sich erstaunt betrachteten, befühlten und schon sich einander zuneigten und Mund mit Mund berührten, bis die Jungfrau hinter die nahen Bäume entfließt und der Gesiebte hinterher sprang. Aus dem Walde sangen Lieder, tausend Vögel sangen mit, und wo die Sonne einen Strahl hinwerfen konnte, leuchtete der weiße Fleck eines Menschenpaars in selig vergessener Umarmung auf.

Bäterchen und Mütterchen saßen lange im Grase, Hand in Hand, und sahen zu. Jahrrelang hatte das Bäterchen gesagt: „Ich freue mich meines Alters nicht, ich schäme mich meines fältigen Leibes, ich möchte wieder jung sein, möchte auch dich wieder jung sehn, möchte unsere frühere Zeit noch ein-

mal ansangen, da ich heimlich des Nachts in dein Fenster kletterte, da ich dich im Wirtshaus, der Schönste die Schönste, nach der singenden Geige drehte.“ Jetzt saßen sie am Rande des Teiches, und es war nichts weiter nötig, als hineinzusteigen, eine kurze Weile darin zu bleiben und jung und sehnig wieder herauszukommen. Das Väterchen zitterte am ganzen gekrümmten Leibe vor Ungeduld. Das Mütterchen aber, von der langen Wanderung über die Berge noch schwachen Alters, hielt ihn an der Hand fest und sagte: „Warte noch ein wenig. Ich muß erst Kraft sammeln, um die Freude ertragen zu können.“

„Mit der Jugend kommt dir ja die Kraft“, sagte er, machte sich los und begann sich auszukleiden.

„Ich will noch sitzen und dir zusehn“, sagte sie. Er stieg ins Wasser, und sie sah zu, wie seine weißen Haare sich färbten, bis sie golden in dem leisen Wind wehten, wie seine Stirn glatt wurde, seine Augen groß, sein Mund rot, wie Schultern und Arme sich füllten. Er rief ihr mit einer ganz neuen, hellen und starken Stimme zu, daß sie erst erschrak, dann aber ganz von einer Freude überkommen wurde. „So warst du, als ich dich zum erstenmal sah“, sagte sie.

„Komm“, rief er.

„Noch nicht,“ antwortete sie, „ich will noch ein wenig dich ansehen.“ Sie faltete die Hände, und ihr Gesicht färbte sich rot vor Glück.

„Komm,“ rief er wieder, „ich bin schon jung bis zu den Füßen. Sieh her!“ Damit stomm er aus dem Wasser und stand als ein lachender Jüngling im Grase, schüttelte die Nässe von seinen Haaren ab, versuchte, als ob er lahm gewesen sei, die ersten Schritte. „Komm“, rief er zum drittenmal und sah dabei nach einer Jungfrau, die eben schmal und gradbeinig aus dem Teich stieg und in Überfreude an sich hinunterschaute.

„Ach,“ sagte das Mütterchen, „was willst du Junger und Schöner mit mir Alten?“

„Wie einfältig! Sowie du ins Wasser kommst, bist ja auch du wieder jung.“ Er hatte einen fremden Stolz im Ton und sah sie wie aus fremden Augen an.

„Ich habe dich lieb gehabt beim ersten Blick vor allen andern,“ sagte sie, „du hast mich ausgewählt unter allen andern. Wir haben im Feld nebeneinander gearbeitet und zusammen unsere Kinder groß werden sehen. Ich bin vollgefüllt mit Glück. Was will ich noch mehr?“

„Das alles noch einmal haben sollst du!“ Er zog sie am Arm.

„Es kann beim zweitenmal nicht schöner sein,“ sagte sie und löste seine Hand leise von ihrem Arm. „Ich will nicht in den Brunnen. Ich will, wie ich bin, nach Haus zu Kindern und Enkeln und für alle sorgen.“ Er erschrak und wurde zornig. „Merkwürdiges Geschöpf! Was tust du? Du kannst jung werden und willst nicht?“ Er hob sie in seine Arme und trug sie zum Wasser. Sie streichelte seine Hände, umschlang seine Knie, sah ihm ins Gesicht und bat und flehte.

„Gut“, sagte er endlich. „So bleib alt und krumm. Komm nach Hause.“ Er zog seine engen Kleider über den aufrechten Leib, so gut es sich tun ließ.

Bald zeigte es sich, daß ihre Schritte zu kurz für ihn waren. Er lud sie auf seinen Rücken und schritt unter der Last kräftig dahin, sang Lied auf Lied.

„Nun höre ich dich wohl,“ sagte sie, „aber könnte ich doch auch dein Gesicht sehen, statt immer auf deinem Rücken zu hängen.“

Als sie nach sieben Tagen ihr Haus sahen, sagte er: „Ich fürchte den Spott der Leute, wenn ich mit

dir Alten auf dem Rücken daherkomme. Steig ab.  
Laß mich zuerst ins Haus.“

Die Kinder, älter als er, und die Enkel, fast ebenso alt als er, saßen mit ihnen um den Abendtisch und sahen den neuen, jungen Kerl aus so hilflosen Augen an wie er sie. Als er die Arbeiten für den nächsten Tag befahl, gaben sie Widerworte.

In der Nacht hörte das Mütterchen, wie er leise aus dem Bett aufstand und zur jungen Magd in die Nebenkammer schllich. In der nächsten Nacht richtete das Mütterchen der Magd ihr Ehebett her und legte sich selber ins Bett der Magd schlafen. Sie pukte der Magd die Schuhe, schöpfte ihr die Suppe in den Teller, ertrug gehorsam jede ihrer Launen. Als den beiden ein Kind kam, hüttete sie das Kind wie ihr eigenes und freute sich, daß es im Gesicht dem Vater gleich sah. Er nahm eine neue Magd, ging die Nächte zu den jungen Dirnen der Nachbarschaft. Wie eine Naturkraft selber zeugte er mit allen gesunde, lärmende Kinder. Das Mütterchen ging überall hin, brachte den Kindern Geschenke, streichelte ihnen das Haar, pflegte sie, wenn sie frank waren.

Endlich wurde das Mütterchen schwach, legte sich auf ihr Strohbett und sagte: „Es geht auf den Tod.“

Sie schickte nach ihm. Aber er war mit drei jungen Dirnen zum Tanz gegangen.

„Lasst ihn,“ sagte das Mütterchen, „es ist in ihm, er kann nicht anders.“ Sie sang über und über zu strahlen an, bis sie ihr Aussehen wieder bekam, das sie als junges Mädchen gehabt hatte. Und als sie so auf ihre Art auch noch einmal jung geworden war, tat sie beglückt den letzten Atemzug.

# **Uhasver und das Kind**



Alle Leute ließen zusammen. Hunde, Kästen, Hühner, Enten, Pfauen hinterher. Mitten im Dorf hing über den Brunnenrand gebüxt ein Mann und frank — wenn es ein Mann war. Haar und Bart waren dieser Erscheinung zu einem Wald zusammengewachsen, der noch weit über den Boden hinwucherte. Nur oben sahen zwei Augen, unten eine Hand heraus. In den Haaren hatten sich viele Blätter und kleine Äste verfangen. An einer Stelle hatte sich Moos darauf gesetzt und wuchs da wie auf einem Baum weiter. Krähen standen auf dem Kopf und suchten nach den Getreidekörnern, die der Wind in die Haare hineingetrieben hatte.

Alle Leute standen um den Mann herum. Die Hunde, Kästen, Hühner, Enten, Pfauen lärmten aufgereggt. Endlich kamen auch die Kinder von den Wiesen herbei. Sie stellten sich erst hinter den Kreis der Erwachsenen und spähten durch die Lücken. Dann, als sich zeigte, daß die Erscheinung nichts Böses tat, sondern nur ohne Bewegung dasaß, und daß sogar Tränen aus den zwei Augen in den Haarwald hinsunterfielen wie der Anfang eines Gewitters, da traten die Kinder vor die Erwachsenen und sahen aus großen Augen zu dem Mann hin. Sie beobachteten, wie die Hand des Mannes den Stein des

Brunnens umflammerte, als wolle ihn irgendeiner, der nicht zu sehen war, davon wegziehen. Als der Wind die Haare ein wenig hochtrieb, sahen sie die zweite Hand, die einen Stock hielt, und als sie genauer zublickten, erkannten sie, daß Stock und Hand zusammengewachsen waren, so, daß die Hand zu Holz geworden und der Stock mit Haut überzogen war. Ein nächster Windstoß machte die Füße frei. Sie waren das Merkwürdigste an dem Manne. Sie waren dreimal so groß und dick, wie sonst Füße von Männern sind. Es waren keine Schuhe daran. Aber sie waren ganz mit einem langen Fell überzogen und hatten hohe und feste Hufe unter sich wie Pferdefüße. Die Füße stemmten sich gegen die Erde, als ob auch sie von irgend etwas Unsichtbarem weggezogen würden. Sie zitterten deutlich unter der Anstrengung, sich bei dem Stein zu halten. Der Lehrer des Dorfes sand zuerst den Mut und ging zu dem Manne heran, fragte und sprach mit ihm, ohne aber eine Antwort zu erhalten. Eine Frau, die dachte, daß dem Manne Speise nötiger wäre als Rede, ging mit einem Stück Brot zu ihm. Ohne die Hand von dem Brunnenstein wegzutun und ohne mit einem Blick aufzusehen, aß er gierig wie ein Tier aus den Händen der Frau.

Leute aus dem Nachbardorf, die der Erscheinung nachgeeilt waren, kamen herbei und brachten die Kunde, die ihnen wieder von Einwohnern anderer Dörfer überbracht war, daß der seltsame Fremde niemand anders sei als Ahasver, der ewige Jude, der, als einst Jesus mit seinem Kreuz vor seinem Hause niederbrach, umsonst sich bitten ließ, ihm das Kreuz ein Stück den Berg hinanzutragen. Vom Himmel verflucht, mußte er nun in einem ewigen Drang, rastlos wandernd, die Füße über die Straßen der Erde bewegen. Die Frau, die den Mann gespeist hatte, hob auf diese Nachricht den Arm, um ihn zu schüren, denn sie dachte, alle würden zornig hinzukommen und den Mann schlagen. Aber alle standen nur erschrockt da und sahen in großem Mitleid auf den Mann hin. Die Kinder standen in Ehrfurcht stumm und drängten sich aneinander.

Da fing der Mann, statt zu danken, zu schreien an, mit einer dunklen und zerbrochenen Stimme, die nicht in seinem Mund, sondern in irgendeiner Höhlung seines gewaltigen Leibes bereitet zu werden schien. Da er seit Urzeit alle Länder der Erde durchwanderte, sprach er wohl auch alle Sprachen. „Fort!“ schrie er, „ich will allein sein — verfluchtes Menschenpac!“ Aber während er mit dem ganzen

Leibe sich an den Brunnen klammerte, hoben sich seine verzauberten Füße zum gewaltsamen Gehen. Und waren stärker als seine Arme. In seltsamer Wehr gegen den unsichtbaren Feind mußte er die Hände von dem Stein lösen, mußte sich über die Straße fortbewegen. Die Hände hasteten neben den Füßen auf der Erde. Nach jedem Stein griffen sie, um sich zu halten. Endlich erreichte der Mann einen jungen Baum, der noch am Stabe stand. Während er sich festhielt, schritten die Füße weiter. Der Baum brach. „Eisen her!“ rief die Frau und lief in die Schmiede, kam mit einer starken und langen Kette zurück, umwand seine Beine damit. Aber die ausschreitenden Beine zerrissen die Kette, als ob sie aus Strohringen gefügt gewesen wäre. „Ausruhen, schlafen, einmal schlafen!“ schrie der Mann wie ein sterbendes Tier, während sich die Augen in seinem Kopf umdrehten. Er streckte die Fäuste wild gegen den Himmel, als wolle er sich am Blau und den weißen Wolken festhalten. Ein paar Männer, sich selber an den Händen fassend, hielten ihn. Aber er zog sie mit sich. Die Männer banden ihn mit der vielfach geschlungenen Kette an einen Karren mit zwei Ochsen, der gerade da stand. Aber der Mann zog auch Karren und Ochsen

mit. Sie öffneten ihm eine feste Holzhütte und dachten, ihn so zu umschließen. Aber die Wand bog sich vor seinem Vorwärtsdrang und brach auseinander: hinter ihm fiel die ganze Hütte zusammen. Jetzt ließen die Leute in die Kirche, läuteten die Glocken, beteten zum Himmel, um so vielleicht den Fluch zu brechen. Aber mit entsetzlichen Verwünschungen auf die Menschen umher, auf die ganze Menschheit, auf den Himmel selber, kroch die behaarte Gestalt mehr, als sie schritt, davon, immer in Abwehr und doch rasch dahingerissen. Eine lange Spur blieb von den Hufen im Gras zurück, als ob ein Urtier darüber gegangen sei. Endlich verstummte das Geschrei, der hochgeworfene Staub versank hinter den Büschen.

Aber ein kleines Mädchen, dem die blauen Augen zu groß aus dem weißen Gesicht sahen, und dessen Beine zarter waren als bei andern Kindern die Arme, schlüch von den Menschen fort, hinter den Häusern her, begann im freien Feld zu laufen, bis sie den Mann einholte. Ohne Furcht griff statt der Männer jetzt sie nach seiner Hand, um ihn daran festzuhalten. Er sah zu ihr hinunter, stieß die kleine Hand fort. Das Kind blieb neben ihm. Er schlug mit dem Stock danach. Sie stand eine kurze Weile

und war schon wieder bei ihm. Wenn er sich umsah, machte sie Halt, wenn er weiter ging, kam sie hinterher. Er warf einen Stein nach ihr und traf sie an die Stirn. Sie kam dennoch hinterher. Er wandte sich in einen Wald, ging hastiger, als er hätte müssen. Sie zögerte nicht und brach mit den kleinen nackten Füßen durch das Holz so schnell wie er. Wenn sie ihn einmal nicht mehr sah vor vielen Bäumen, horchte sie auf das Geräusch der Äste. Er trat so leise auf, wie er mit seinen schweren Hufen konnte. Aber immer war sie wieder da. Er griff endlich nach ihr, während der zornige Schaum aus seinem Munde ihr das Gesicht neigte. Aber als sie auch jetzt noch unerschrocken zu ihm hochsah, gedachte er leichter mit ruhigen Worten von ihr loszukommen. „Was willst du?“ fragte er. „Ich weiß ein Lied,“ sagte sie mit einer Stimme, die wie eine fröhliche silberne Schelle klang, während sie immer zu ihm auffah und sich über das ganze Gesicht rotfärbte, „das singe ich, wenn mein Brüderlein schlafen soll. Das will ich dir singen, armer Mann.“ Er schleuderte sie fort, gegen einen Baum. Sie lag betäubt, mit geschlossenen Augen. Er floh aus dem Walde, versteckte sich hinter einer Hügelreihe. Als er sich schon sicher glaubte und nur in einem

unbestimmten Gefühl nach langer Zeit noch einmal sich umdrehte, sah er das Kind von den Hügeln herab hinter ihm herkommen. Bald war sie wieder bei ihm. Eine Spur von Blut blieb hinter ihren nackten Füßen zurück. Aber sie achtete nicht darauf, stellte, stellte die Füße vor, fiel, stand auf. Wenn er kaum merkbar den Kopf nach ihr drehte, hob sie auch schon die Augen und erstrahlte voll Hoffnung. Endlich aber, als es Nacht geworden war und sie manchmal auf einen Baum oder eine Strohbarre zog, in der Meinung, daß es der Mann sei, brach sie nieder. Doch nicht fern von ihm, sondern sie hatte die letzte Kraft dazu benutzt, mit den Händen sein Haar zu erfassen. Das Haar, an dem ihr Fall zog, schmerzte ihn. Im höchsten Zorne hob er den Fuß, um das Kind zu zertrümmern. Aber zu seinem Erstaunen und Schrecken spürte der Mann plötzlich, daß seine Füße still standen. Den beiden schwachen, in sein Haar geklammerten Händlein war, als ob der Himmel Rührung mit ihnen fühlte, mehr Kraft gegeben als Männern, Ketten, Karren, Ochsen vorher: die Füße standen still. Auch in ihnen stand es still. Im ganzen Leib und in der Stirn des Mannes stand es still. Es war wie nach wehem Lärm eine selige Ruhe. Er

hob versuchend die Füße, aber sie gingen nicht weiter, schwer hingen sie und fielen wieder zur Erde. Geschüttelt von der Hoffnung wie von einem Frost, setzte er sich neben das Kind, besah und fühlte die kleinen Hände, in die der Himmel diese geheimnisvolle Kraft gegeben hatte, streckte die Füße aus, versuchte noch einmal, schrie dann auf in Freude. Und was alle Qual nicht vermochte, brachte der Jubel zustande. Etwas in ihm, das kalt und hart gewesen, fing an zu brennen und zu fließen, daß er dachte, Feuer und Rauch müßten aus seinem Munde schlagen. Er öffnete den Mund weit, zog die Nachluft ein und fühlte so den Brand in sich, bis es nur noch wie schmeichelnde Sonne innen Wärme gab, und bis er dachte, daß nun die Strahlen davon durch seine Brust brechen und das Feld umher golden erhellen müßten. Erbettete das Kind in seinen Schoß. Sie, noch in Furcht, ihn aus den Händen zu verlieren, ließ sein Haar nicht los, aber es wurde langsam eine Lieblosung aus dem Griff der Finger. Dann, den Kopf zurückgelegt und selber die Augen schon geschlossen, als läge sie im Schoß der Mutter, begann sie, ihr Schlaflied zu singen. Ihre Stimme klang nun in der weiten Nacht wie das Läuten eines verlassenen, für sich seligen Ka-

hellenglöcklein. Der Mann hob die Brust auf, als wäre sie ein Berg, und als wäre eine ungeheure Kraft nötig, den Berg so hoch zu heben: dann schließt er ein. Und noch im Singen fielen auch dem Mädchen die Augen zu.

Als das Kind am nächsten Morgen die Augen wieder aufstat, verwundert über sich sah und dann gleich aufsprang, war der fremde Mann nicht mehr da. Nur ein riesenhafter, uralter Baumstumpf, der gestern nicht dagestanden hatte, stand nun da, von Moos und Flechten ganz überwachsen. In seinen auszweigenden Wurzeln hatte sie gelegen.

Leute kamen und brachten das Kind zu seiner Mutter zurück.



# Der Baum und das Mädchen



Unter einer riesenhaften Eiche, die schon vieler Jahrhunderte Sonne und Wolken in sich getrunken hatte, saß ein schönes, starkes Mädchen und wartete auf den Freund. Die Vögel hörten schon zu singen auf, die Sonne vergrub sich hinter dem Hügel, die Luft blies kühl. Endlich kam der Freund und holte das Versäumnis schnell durch Feuer der Liebkosung nach, so daß wegen der Kühle nun keine Besorgnis mehr nötig war. Von dem Gezweig, das bis zur Erde hing, vor allen Augen geschützt, bat der Freund endlich das Mädchen um die letzte Hingabe. Das Mädchen wehrte nicht, ließ die Arme hängen, um gern dem Freund geschenkt zu sein.

Da ereignete sich das Wunder. Durch die Blätter des Baums schwoll ein Geräusch, als ob draußen ein Sturm anbliese. Plötzlich senkten sich alle Äste, im Holze knarrend. Wie eine große Faust mit hölzernen Fingern schlossen sie sich so schnell zusammen, daß der erschreckte Jüngling kaum Zeit hatte, ins Freie zu brechen und daß das Mädchen, als es die Augen auftat, die Blätter und Äste so dicht um seinen Leib spürte wie vorher die Arme des Jünglings. Im Begriffe, vor Entsetzen aufzuschreien, fühlte sie die Blätter gelinde lockend ihr über Wan-

gen und Hände streichen. Es schien alles nur Schlaf und Traum, und das süßschwere Gefühl der Wollust, das von der Werbung des Freundes in ihrem Blut glühte, erlitt nicht einmal eine Unterbrechung. Sie schloß die Augen wieder, breitete den Leib ganz aus, atmete kaum noch und schlief ein.

Mit Äxten mußte es am nächsten Tag aus der Umschlingung des Baums befreit werden. Das Mädchen gab keine Antwort auf alle Fragen, ging unter den verwunderten Reden der Nachbarn mit erhobener Stirn und gesenkten Augen nach Hause. Sie gebar unter großen Schmerzen ein Kind, das größer war als man sich von neugeborenen Kindern erinnern konnte. Auf dem Scheitel des Knaben wuchs bald statt der Haare ein' zartes blondes Moos, das nach und nach über den Leib hinkroch. Das Kind war in keinem Zimmer zu behalten. Es kletterte aus dem Fenster, um zu den Bäumen des Gartens zu kommen. Oft mußte es abends mit Schelworten aus dem Wald nach Hause geholt werden.

Einmal aber war es nirgendwo mehr aufzufinden. Erst nach Wochen entdeckte ein Jäger ein seltsames Wesen. Es stand in Menschengestalt mitten unter den Bäumen des Waldes, von Blättern ganz bedeckt. Es hielt die holzgewordenen, mit Rinde

bekleideten Arme wie Äste ausgestreckt, während die Füße in die Erde starke Wurzeln hineingesandt hatten. Das Wesen hatte die Augen, als man die Blätter davonhob, so unter Moos und Rinde geschlossen, daß es nicht mehr möglich war, sie ihm zu öffnen. Es stand da, trug ein Vogelnest mit unbefiederten Jungen in seinem Blättergewirr und atmete und glänzte unter Sonne und Wolken so in sich stark und selig, wie die andern Bäume des Waldes.

Die Mutter, voll wahnsinnigen Schmerzes, hieß ihrem Kind die Wurzeln von den Füßen abschlagen und die Blätter vom Leib reißen. Man tat so. Statt des Blutes lief weißer Saft heraus. Die Glieder blieben starr, ließen sich nicht bewegen. Am nächsten Tag zeigte sich, daß der entwurzelte Leib abgestorben war und zu modern anfing.

Die Menschen weigerten sich, dem Wesen ein Grab auf dem Kirchhof zu lassen. Die Mutter, unter Tränen, grub ein Grab unter der Eiche. Den Vögeln, die auf dem Haupt ihres Kindes genistet hatten, baute sie ein Nest über der Tür ihres Hauses.



# Die drei Jungfrauen von Heemstede



Als die Spanier noch in Holland waren, hatte die Tochter eines spanischen Edelmanns zwei Freundinnen aus Deutschland bei sich zu Gast. Die drei Jungfrauen wollten eines Morgens einmal wie die Vögel, die Bäume und die Wolken sein. Kaum waren sie von den Menschen und Häusern ein wenig entfernt, auf dem Grasweg zum Meere hin — da warfen sie ihre reichen und schweren Kleider hinter einen Busch, ließen nur die blaue, gelbe, grüne Kette um den Hals und liefen so, weiß leuchtend unter dem blauen Himmel, einander im Spiel nach.

Die Kleinste, deren Beine aufrecht und fein wie Rehbeine waren, sprang allen voran, griff nach Schmetterlingen und Blumen, im Übergefühl der Freiheit sogar nach Wolken und Sonne. Da sie so ihre Augen oben hatte, fiel sie jäh zur Erde. Sie wollte aufstehen und nach dem Stock oder Stein sich umbrehen. Da sah sie, daß ihre Füße vom Gras gefangen waren, das rasch höher wuchs und schon um ihre dünnen Knie sich schläng. Das Mädchen rief erstaunt den Freundinnen zu. Die zweite, schlank und schmal, von kindlichem Wuchs, so daß sie eher einem Knaben gleichsah, hatte, um die Weite ihrer Sprünge zu messen, die Augen nur

an der Erde gehabt. Jetzt war sie plötzlich von einem Volk von Käfern umslogen, die ihre Schultern, ihre Arme, ihr befreites Haar besetzten und eine blaue Wand vor ihre Augen aufstellten, so daß sie erschreckt mit den Händen hineingriff, um sich Luft zu schaffen. Die dritte, groß und königlich, obwohl sie an Jahren nicht älter war als die anderen, schämte sich ein wenig, zu springen, denn die Brüste schmerzten sie beim Laufe, und der reichen Pracht ihrer Gestalt schien die Ruhe angemessener als rasche Bewegung. Sie stand deshalb an einem Strauch und riß Blätter ab, um sie ins Haar zu flechten. Als sie auf den Ruf der ersten sich umwenden wollte, griffen unversehens die Äste des Strauches nach ihr, wanden sich um einen ihrer Arme und eine ihrer Hüften. Mit Not riß sie sich los, zuletzt noch an der Hand gehalten, und blutete ein wenig. Sie lief mit der zweiten, beide nun von der Käferwolke eingehüllt, der ersten zu Hilfe. Diese kniete noch und versuchte das Gras, das schon ihr Kinn erreichte, von sich zu reißen. Die anderen befreiten sie, alle drei jetzt vom Gras umwuchert. Dann ließen sie so schnell, daß die Käfer zurückbleiben mußten. Aber schon schoßen von allen Höhen Vögel herunter, daß Sonne und Himmel nicht zu sehen waren, umkreischten sie,

lämpsten miteinander um einen Platz auf den Schultern oder Haaren, verwundeten im Streit auch die Mädchen mit ihren Schnäbeln. Die Mädchen hielten sich die Ohren vor dem taubmachenden Gesang zu, schrien vor Furcht und ließen dem Meer zu, bis der Seewind die Vögel zurückschlug.

Im Sand standen die Mädchen still und dachten sich auszuruhen. Sie befreiten den Körper von den letzten blauen Käfern, ließen die schwarzen, braunen, gelben Haare weit durch die Luft wehen und das Weiß ihres Leibes von der Sonne durchleuchten, bis jede Ader und jedes seine Härchen der Haut zu sehen war und kleine Schweißtropfen überall wie Perlen aufblitzten. Sie legten sich in den Sand in immer neuen Krümmungen, freuten sich über die Abdrücke ihrer Formen, schufen so ein ganzes Volk von schönen Frauen — bis sich der Sand aufhob, in dichten Körnern über ihre Glieder hinließ, die Glieder so beschwerte, daß sie kaum noch zu heben waren. So weit die Mädchen sahen, war der goldene Sand in Wanderung begriffen zu ihnen hin. Sie fürchteten sich, ins Gras zurückzufliehen, wo noch die Käfer wolkten und die Vögel lärmten und Halme und Blumen noch im Wind hochstanden. Waren sie erst errötet und beglückt von dieser un-

erwarteten Liebe der Welt, so wurden sie nun ihrer Schönheit fast böse. Sie flohen mit Füßen, die der Sand immer wieder festhalten wollte, zum Wasser hin, schon im vorhinein in Furcht. Sie hatten in der Tat das Wasser noch nicht erreicht, da spülten schon plötzliche Wellen in den Sand hinein, kamen heran, standen auf in springenden Spitzen und vorgestreckten Rundungen. Die Mädchen retteten sich in ein Boot, das im Sande lag, sahen sich voll verwunderter Furcht an, sahen auf Sand und Wasser hinaus, hielten die Arme fest ineinander, um Schutz zu haben, aber auch schon in der Freude, hier endlich sicher zu sein. Die Wolken des Himmels würden ja nicht herunterkommen und nach ihnen greifen. Das Boot hob sich ein wenig im steigenden Wasser, schwamm, drehte sich. Es schien ein Spiel und noch nicht nötig, Menschen, die in der Ferne sichtbar waren, zu Hilfe zu rufen. Aber, ehe die Mädchen hinausspringen konnten, glitt das Boot, ohne Segel, von einer unsichtbaren Kraft bewegt, rasch, in gerader Linie, einem bestimmten Ziele zu, vom Land weg auf das silberne Meer hinaus. Alles Schreien kam zu spät. Die Menschen in der Ferne stießen zwar ein anderes Boot ins Wasser, um dem ersten nachzueilen. Aber das erste war so schnell, daß bald

nur noch Wasser und Luft und kein Boot mehr zu sehen war.

Draußen gab das Holz ein seltsames Tönen von sich, wie wenn nicht an Holz, sondern an Glas geschlagen würde. Tausend Blumen in allen bunten Farben sprangen heraus, so daß nur noch hier und da ein Stück des braunen Holzes zu sehen blieb. Die Wellen umher tönten ein wenig heller als das Holz und in kürzeren Absäcken, ein silbernes Volk von Fischen schwamm mit und leuchtete, als wenn sie alle Wunderlampen in sich trügen, daß alle Teile ihres Innern brennend zu sehen waren, neue, nie gesehene, große bunte Vögel kamen so schnell herbei, als ob sie aus der Luft entstanden und sangen mit dunklen, menschenähnlichen Stimmen. Es war kein wilder Streit mehr, sondern eine ritterliche Werbung aller.

Während die Mädchen umschlungen auf den Knien lagen und mit aufgerissenen Augen zum Himmel hoch beteten, grub das Schiff unter Musik und Wohlgeruch heiter seinen Weg in Sonne und Blau hinein, langsam und unaufhaltsam, und immer diesem bestimmten Ziele zu, obwohl es da draußen keine Insel mehr gab.



Heinrich Frauenlob stirbt



**H**einrich Frauenlob lag in seiner rosagetünchten Kammer und starb. Sein weißes Haar und sein weißer Bart hingen, zu einem Urwald verwachsen, von seinem Bett bis zur Erde hinunter. Das blauseidene Kissen, das den letzten Frost der Glieder zudeckte und das in den Jahren der Jugend eine schöne Dame von ihrem Bett genommen und dem Dichter gesandt hatte, war längst schwachfarbig geworden und hing zerfetzt. Auch sonst gab es in dem Zimmer nichts mehr als Spinnen an den Wänden und einen Stuhl, der Tisch zugleich war. Die Laute lag mit abgerissenen Saiten an der Erde. Zwei Vögel hatten sich ein Nest da hineingetragen und flogen durch einen Mauerriß ab und zu. Jedesmal, wenn ein Flügel an das Holz stieß, gab es einen Ton, der hoch und tief zugleich an den leeren Wänden nachhallte. Dann hob der Sterbende jedesmal den Kopf und horchte, und das weiße, klein gewordene Gesicht färbte sich noch einmal mit einem mädchenhaft zarten Rot.

Heinrich dankte dem Mann, der ihm die letzten Tage das Bett gerichtet und zu trinken gereicht hatte, durch die hingehaltene Hand und schickte ihn aus dem Zimmer. Dann lag er, hielt die blaue Seide fest in den Fingern, horchte nicht länger auf

das Tönen der Laute, wartete nur noch. Mit vorgestürzt glühenden Augen. Nachdem er sein ganzes Dasein die Anmut der Frauen gesungen und viele Liebe als Gegengeschenk dafür erhalten hatte, konnte er nicht sterben in dieser Kargheit. Noch eine letzte Schönheit, ehe die schwarze Ungewissheit kam! Wie immer, wenn eine Sehnsucht in ihm sich durch einen Schmerz durchbrannte, begannen in ihm Farben, Töne, Rhythmen gegeneinander zu kochen wie zusammengetriebener Nebel. Bilder rissen sich los, Worte brachen wie Blühe heraus, bis endlich die Ruhe der leuchtenden Reime über die Qual trat. Dieses sein letztes Lied galt der schönsten Frau der Stadt, die jeden Morgen, eine Magd hinter sich, mit niedergeschlagenen Augen ihr rostrottes Haar durch die Reihen der Giebelhäuser und die verwunderte Andacht der Menschen trug. Einmal das rostrote Haar mit der Hand streifen dürfen! Aber der Tod ist da und Armut und Vergessensein. Darum, Herzschlag, bescheide dich.

Um dieselbe Stunde saß die Frau mit dem rostroten Haar, das sie in einem dicken Kranz um den Kopf gelegt hatte, während in der Mitte des Kranzes der helle Scheitel wie ein liebliches Tal im Gebirge glänzte, mit ihren Freundinnen zu Hause

und trat das Spinnrad. Da geschah das Seßsame. Mitten in heiterer Erzählung blieben ihr Augen und Mund stehen. Den Kopf ein wenig geneigt gehalten, horchte sie in sich hinein, und plötzlich, von der Fernkraft einer verlangenden Stimme gerufen, erhob sie sich, gab auf keine Frage Antwort, warf ein lilafarbenes Tuch um die Schultern, füllte einen großen Korb schnell mit roten, gelben, blauen, weißen, schwarzen Violen, Tulpen, Rosen aus dem Garten und eilte, den Korb mit beiden Händen vor ihrem Leib hertragend, die Treppe hinunter. Mit bittender Gebärde hielt sie die Freundinnen ab, ihr zu folgen, und lief mit ihren Blumen, den farbigen Widerschein davon auf dem Gesicht, nicht anders als ein Märchen durch die Straßen. Ohne vor der fremden Tür, vor der sie niemals gestanden, zu zögern, öffnete sie, trat ein und sah, ohne Verwunderung, aber in einer sogleich ausströmenden Liebe, zu dem Sterbenden hin. Sie erinnerte sich wie in einem Traum daran, ihn einmal auf der Straße gesehen zu haben: da stand er, sah sie an und taumelte unter dem Anstoß der mit Traglasten vorüberschreitenden Menschen. Sie stellte ihren Korb hin, trat behutsam an das Bett, wischte dem Aufstarrenden mit den Spiken der Finger den Schweiß von der

weißen Wölbung der Stirn, hielt ihm das Glas zum Trinken an den Mund. Er drehte den Kopf ein wenig, um abzuwehren. Sie stellte das Glas wieder hin und fing an, ihre Blumen im Zimmer auszuschütten, über die Erde, über den Stuhl, über die Seide des Bettess, über Hände und Haar des Dichters. Dann, immer in heiterer Ruhe, immer einem geheimen Befehl gehorchend, legte sie ihr Tuch und Kleid ab, hing alles sorgsam über den Bettrand, löste ihr Haar, schüttelte den Kopf, daß das Haar um ihre Schultern und Knie fiel, flocht Blumen hinein. Und während sie in seliger Unbekümmertheit nacht und flechtend dastand, begann sie zu singen. Die zwei Vögel flatterten aus ihrer Laute auf die Fensterbank, von der Fensterbank auf die Schultern der Frau, saßen da, die Köpfe zum Mund der Frau hingedreht, flogen hin und wieder auf und schwirrten um die Töne, die aus dem Mund kamen, im Spiel herum. Die Augen des Dichters weiteten sich, bis das ganze Gesicht ein Auge schien, das dann in seinem eigenen Licht verbrannte und zusammenbrach.

Sowie das Feuer der Augen erloschen war, schreckte die Frau plötzlich aus ihrer Verzauberung auf. Sie sah sich im Zimmer um, sah an sich hin-

unter. Sie starrte in die Augen des Toten, geriet in Furcht vor dem leeren Blick daraus, warf mit beiden Händen Blumen darüber, warf ihre Kleider über sich und floh.

Als die Frau fort war und das Zimmer wieder still lag, setzten sich die Vögel in das wirre Haar des Dichters, mitten zwischen die Blumen, und sangen, als ob sie nun erst das Singen gelernt hätten, und riefen dadurch hundert andere Vögel durchs offene Fenster herein, die mit ihrem Gesang wieder das Volk der Straße anslockten. Kopf über Kopf standen die Menschen in der Tür und sahen verwundert, von einer Demut angerührt, nach dem Toten hin, den sie, als er noch lebendig über die Straßen ging, vor jungen Rittern und Rossen übersehen hatten.



# Der Flieger



**G**in Flieger, der mit seiner Maschine hoch durch die leere Luft lärmte, Wolken unter sich, so daß ihm die Erde verssteckt war, sah einen riesenhaften Vogel auf sich zukommen.

Er wandte erschreckt die Maschine um. Die Hände gehorchten ihm kaum, steif, als ob sie gefroren wären. Obwohl er jetzt vor dem Vogel dahinsloß, fiel dieser schnell zu ihm herab, war bald als ein Wesen von menschenähnlicher Gestalt zu erkennen, und hing schon, erschöpft und angeflammert, im Stangenwerk der Maschine. Es war eine Frau von nie gesehener Schmalheit: der ganze Leib nicht breiter, als daß er nicht überall mit zwei Händen zudecken gewesen wäre, dabei von einer so gestreckten Anmut aller Glieder, daß die mit jäher Erregung gefüllte Brust des Fliegers keinen Atem mehr hineinnahm. Der Leib der Frau war mit dünnen, seidenen, lichtblauen Haaren ganz bedeckt. Zwischen Armen und Brust lagen die beiden jetzt zusammengefalteten Flügel. Auf der Stirn war ein einziges Auge eingeschnitten, das, nach einer Weile in Furcht und Flehen geöffnet, in eine kleine, runde, goldene Sonne sehen ließ, deren Strahlung der Flieger nur kurz aushielt.

Der Flieger war aber ein Mann, der durch seinen

Beruf gewohnt war, nicht lange einem Schrecken hingegeben zu bleiben und schnell alle Umstände zu berechnen. Darum dachte er, diesen seltenen Vogel oder Menschen, der von irgendeinem Stern zu ihm heruntergefallen war, so rasch als möglich zur Erde zu bringen, der Wissenschaft zu kaum ausdenkbarem Ereignis. Sein zweiter natürlicher Gedanke war, daß dabei auch für ihn selbst ein unberechenbarer Geldverdienst zu erwarten war. Er lenkte seine Maschine zur Erde und streckte zugleich eine Hand aus, um den Arm der Frau, der ihm zunächst war, mit einem Lederriemen an die Maschine zu binden. Als er die blauen Haare nur anrührte, sang ein elektrischer Strom in sein Blut hinein, von einer so unirdischen Süße, daß er nur, seine ganze Kraft spannend, die Hand zurückziehen konnte, während sein Gehirn in den Taumel einer seligen Gefangenheit geriet.

Aber unter dieser Lähmung dachte er schon, von Liebe ergriffen, der Wissenschaft und allen möglichen Verdienstes vergessend, das Rätselwesen, ohne einem Menschen davon zu sagen, in seinem Zimmer für sich verbreit zu halten. Eine Vorahnung einer fremden, noch unbekannten Wollust jagte ihm das Blut in die Augen, daß Hände, Arme, Steuer purpur

vor ihm glühten. Fass von Sinnen, ein Raubvogel mit seinem Fang, schoß er mit ungeheurer Geschwindigkeit, ohne länger zu kreisen, in schrägem Absflug durch die weißen Wolken zur grünen Erde hernieder.

Als er den Kopf wandte, um ein einsames Feld zu suchen, auf dem er ungeteilt landen könnte, sah er, wie das blaue Wesen im Begriff war, schnell in sich zusammenzusinken, gleichsam von der heißen, giftigen Luft der Erdnähe aufgezehrt. Er ließ das Steuer los, griff aufschreiend nach der Gestalt, griff aber nur noch in ein Etwas, das ihm unter den Händen zerrann, als ob er nur in eine kleine, glänzende Frühlingswolke gegriffen hätte.

Während seine Maschine hart auf die Erde anschlug, lag er über Stangen und Tuch hingeworfen, frank mit ausgerissenen Augen ein letztes blaues Leuchten, das wie der Staub auf Schmetterlingsflügeln auf dem Gestänge zurückgeblieben war, in sich und empfand, mit offenen Nüstern, wie ein Ertrinkender, der nach der Luft über dem Wasser giert, die letzte Abschwächung jenes Gefühls einer unbekannten Wollust.



# Ein König ohne Namen



Wie immer: unter der blauen Ruhe des Himmels die weiße Ruhe der Arena. An den Steinwänden hochgereiht siebentausend schreiende und bewegte Menschen. Vom Kreis der Schreien eingeschlossen: dreihundertzölf nackte Männer, gesangene Brüdererkerle, die mit den Fäusten sich gegen Löwen, Tiger, Bären, Wölfe wehren. Bis nur noch eine ebene Masse von blutigem Fleisch und gelben Haaren daliegt, aus der hier und dort noch einmal ein Arm sich aufrecht. Kaiser Konstantin, ein veilchenfarbiges Tuch um die Schultern, winkt: die Tiere werden mit Stachelstöcken zurückgetrieben, die toten und sterbenden Männer an den Beinen fortgeschleppt. Man hört, wie sie hinter der Arena in das treibende Wasser der Mosel geworfen werden. Jetzt der letzte Triumph: ein nackter, brauner, gelbbärtiger Mann, dem man die silbernen Reifen um die Fußknöchel noch gelassen hat, wird durch die niedere Tür hereingesandt — der König der Brüderer, dessen barbarischer Name niemand kümmert, so daß er auch heute noch unbekannt ist. Obwohl er an der Tür, wo man die Arme von ihm läßt, stehen bleiben könnte und nicht freiwillig zu seiner Richtstätte hinzugehen brauchte, schreitet er mit kurzen, schnellen Schritten, fasst nur

auf die Zehen tretend, in die helle Weite des Raumes hinein. Mitten im Kreis der Steine und Menschen steht er still, hebt den Kopf, sieht langsam im Kreis herum, hält den Kopf einen Augenblick beim blauen Tuch des Kaisers an, sieht weiter, lacht spöttisch auf, mit einer Stimme, die in dem weiten Raum seltsam dünn klingt, legt die Arme über der sonnbesahlten Brust zusammen und wartet.

Eine zweite eiserne Tür wird aufgestoßen. Eine Löwin tritt ein, durch Hunger bis auf die Rippen abgemagert. Sie sieht geblendet die runde Fläche des Sandes vor sich, hebt den Kopf, starrt in den Raum, zieht den Geruch des Blutes in sich, hebt den Schweif, erblickt den einzelnen Mann. Sie duckt sich, liegt an der Erde, kriecht am Kreis der Steinwand entlang, sucht einen Ausgang, sieht immer wieder den einzelnen Mann an. Hezschreie gellen auf, man stößt von oben Stachelsöcke in den Rücken des Tieres, um es in die Mitte des Raumes zu zwingen.

Dem nackten König klopft das Herz bis in die Stirn. Viertausend Männer, dreitausend Frauen sehen auf ihn. Er hört aus dem Schweigen der Männer Achtung heraus, aus dem Zuruf der Frauen Bewunderung. Eine helle Rose fällt auf seine dunkle

Schulter. Er vergißt, daß er sterben muß, hebt die Rose auf und lacht mit wildbreitem Gesicht nach oben. Tausend Rosen fallen auf sein Haar, seine halb wehrend, halb greifend ausgestreckten Hände, vor und hinter seine Füße. Er steht bis an die Knie in Rosen, seine Stirn rötet sich, wie im Widerschein davon; sein Rücken wächst, seine Schenkel spannen sich. Nicht anders, als ob er zu einem Ringkampf im Spiel schreite, schreitet er, die Ohren angefüllt mit dem Lärm der Frauenstimmen, von der Mitte des Raumes weg, zu der Löwin hin. Kurz vor ihr bleibt er stehen und prüft, in seiner Betäubung doch das eine kalt berechnend, wann sie springen und wo er sie packen wird. Nur noch Kampfslust ist jetzt in ihm. Er schließt die Augen bis auf ein geringes, um kein anderes Bild hineinzulassen, legt die Arme dicht an den Leib, um bei Beginn des Kampfes keine unnötige Bewegung zu machen, steht gekrümmt, die Lenden eingezogen, um dem Sprung des Tiers eine möglichst geringe Fläche zu geben. Als die Löwin springt, hat er sie, schon im Sprung, mit einem Arm um den Hals, mit dem andern um die Brust gepackt und drückt sie an sich. Das Tier stöhnt, als ob es unter dem Druck der Muskeln schon im Verenden sei. Die Frauen schreien, selbst die Män-

ner rufen in immer dichteren Scharen, werfen Ringe hinunter, die das Grab des Toten schmücken sollen: denn, wenn er auch dieses Tier niederringt, man wird ja doch zum Schlusse die Masse der Tiere auf den einen loslassen und noch das Schauspiel haben, wie der Stolze doch zerrissen wird.

Aber, indem er das Tier an sich gedrückt hält und immer fester an sich drückt, überkommt den Mann die Erkenntnis, daß er diesen Menschen allen, auch den Frauen, doch nur ein Schauspiel für wenige Minuten ist: schon beim Nachtmahl werden sie von anderm sprechen. Ihn aber kostet es das strahläugige Leben seiner dreißig Jahre. Mit einem haßvollen Gelächter, das sagen soll: „Ich werde euch ein Schauspiel zeigen!“ drückt er den Leib der Löwin an die Erde und umschlingt ihn, mit einer hohnvoll schamlosen Gebärde, als ob er, ein Mann, von einem Weib Besitz nehme. In der Abwehr des gebogenen Leibes aber verwirrt sich sein Gefühl vollends. Ein Keuchen des Schmerzes und der Brunst gleichermaßen dringt aus seinem Hals. Er nimmt in Wirklichkeit, der Todgeweihte, Besitz von dem lebendigen Leib. Das Tier, erst noch ankämpfend, gibt sich ihm hin.

Der Kreis sieht stumm. Die Menschen sind Stein

geworden. Dann aber schwilzt ein Geheul der Männer herunter. Konstantin, weiß über seinem blauen Tuch, winkt mit jäh hochgeworfener Hand. Sklaven laufen hinzu, erschlagen die zwei schönen, verkrampften Tiere mit Schwertern und Stangen.



# Die Riesenhochzeit



Alle Menschen liefen aus den Häusern auf die Straße. Es war noch in der Nacht. Die Erde rollte seltsam hell, die Gläser auf den Schränken tönten aneinander. An den Straßenenden, wo sonst nichts als Himmel war, sah man einen Berg stehen und näherkommen, der von der ersten Sonne schon beleuchtet war, während die Erde darunter noch braun lag. Der Berg hatte Kopf und Rumpf und Beine nach Gestalt eines Menschen. Dann erkannte man in Wirklichkeit den Körper einer Frau, deren Maße alles überwuchsen, was man jemals in Märchen gehört hatte. Der höchste Kirchturm der Stadt reichte ihr nur zu den Schultern, so daß sie sich mit der Hand daran festhielt wie an einem Stab.

Die Frau stand, bis die Gestalt eines noch größeren Mannes sich näherte. Von seinen Schritten neigten sich die Häuser, und die Schränke stürzten um. Der Mann scheuchte mit der Hand eine Morgenwolke aus seinen Haaren, öffnete den Mund und gab ein Lachen von sich, daß die Nachtvögel in Scharen vor ihm herflohen und die Glocken und Orgeln der Kirchen mitklangen. Die Frau stand in der Sonne weiß da wie ein Gebirge aus Kreide, so daß man nur mit kleinen Augen hinsehen konnte.

Der Mann, nackt wie sie, aber braun wie ein Sandberg, streckte seine gewaltige Hand nach der Frau aus. Sie tat einen Schritt vor, der über einen großen Teil der Stadt wegging und eine Reihe Straßen mit vielen Menschen darin zertrat.

Der Mann schüttelte sein gelbes Haar, das auf ihm lag wie eine Landschaft von Kornäckern, lachte wieder, daß es sengend wie ein plötzlicher Frühlingswind in die Stadt hinunterschlug, und umgriff die Frau. Die Frau biß die Zähne in die Brust des Mannes und rang mit ihm. Blut und Schweiß troff von den Leibern hinunter, heiß, wie aus feurigen Fässern geschüttet. Das Stampfen der Füße, deren behaarte Zehen höher ragten als die Dächer der Häuser, trat ganze Plätze und Viertel nieder. Die Menschen waren vor Schreck unfähig, in die Keller zu flüchten. Jeder stand und erwartete lautlos den Tod der andern. Rufen, Jauchzen, Schreien durchschüttelten eine Stunde lang die Luft, als ob zehn Gewitter mit Blikken und Krachen gegeneinander geraten wären. Der Sturz der Häuser klang dagegen wie das Brechen von Tannenadeln. Endlich hielt der Mann die erschöpfste Frau in den Armen, beugte sich mit ihr und legte sie weit über die Erde hin, daß die halbe Stadt

davon zerdrückt wurde, der Strom sich staute und am Leib der Frau entlang sich ausdehnte, bis alle Straßen und Trümmer in einen See gerieten. Den Riesenleibern aber schienen die Spitzen der Türme und Häuser nicht mehr anzuhaben als Kies und Gräser einem menschlichen Körper.

Während die Frau, ruhig geworden, die Umarmung des Mannes erduldete, während das Reuchen der Wollust die letzten atmenden Menschen der Stadt mit einem Gluthauch erstickte, während die letzten Schlösser und Kirchen unter der Vereinigung zusammenbrachen, blühten außerhalb der Stadt, auf weite Stunden hin, plötzlich alle Bäume auf, obwohl der Frühling noch weit war. Die Luft füllte sich hier mit einer unwiderstehlichen Seligkeit an, daß alle Menschen zu einander hingezogen wurden. Alle Sitten und Gesetze schienen mit einem Schlag geändert. An einen Mann hingen sich mehrere Frauen, an eine Frau viele Männer. Am hellen Tag, vor den Augen aller, wo nur immer ein Stück Gras aufgegrünzt war, vereinigten sich Menschen miteinander, heiter und unbekümmert.

Wohin die Riesen gegangen sind, das ist so unbekannt, als woher sie kamen. Von Norden, nach Norden. Wo aber die Riesen lagen, da

ist heute ein Wald aufgeblüht, so voll Wunderbäume und seltsame Vögel, daß die Menschen über die halbe Erde reisen, um sich eine Stunde in ihm zu ergehen. Keine Axt kann in die harte Rinde eines der Bäume einschneiden. Der Wald blüht immer. Nur daß er Tag und Nacht hat, macht ihn einem irdischen Wald in etwas ähnlich.

# Der König von Münster



**W**ährend vor den Mauern die Geschüze schlu-  
gen und die Angreifenden und die Verwun-  
deten gleicherweise schrien, saß Jan Bockesson, der  
König von Münster, der ehemals ein Schneider  
gewesen war, in seinem goldenen Stuhl, roten  
Wein in der Hand. Um ihn, unter tönen den Schel-  
len, tanzten seine siebzehn Frauen. Zum letztenmal  
— denn heute war der letzte Tag, an dem die Stadt  
dem Feinde standhalten konnte, der letzte Tag dieses  
seit vier Monaten wahnsinnig erhitzten und jäh ab-  
rollenden Lebens.

Jetzt schon so bleich im Gesicht, wie er erst  
morgen im Tod hätte zu sein brauchen, mit einer  
vom Krampf erhöhten Stimme, hieß Jan alle  
Frauen die Kleider abtun. Mit immer nur lang-  
sam gelösten Augen hing er an den Bewegungen  
der siebzehn weißen Leiber. Er ließ die Fenster mit  
roten Tüchern verhängen, daß alle Leiber durch eine  
blutige Dämmerung leuchteten. Er ließ die roten  
Tücher mit blauen auswechseln, daß nur noch ge-  
spenstische Schatten tanzten. Er hieß alle Frauen  
zusammenstehen zu einem einzigen Leib, mit ver-  
klammerten Beinen und Armen. Seine Augen  
brannten, als bedecke die dünne Haut nur noch  
rotes Feuer, aus seinem Mund fiel dampfender

Speichel, der wie Säure in das Gold des Stuhles  
Löcher brannte.

Jan schritt in seinem grünen Kleid und seinen goldenen Schuhen zu diesem einen Leib von Leibern hin, schlug die Arme darum, soweit er langte, öffnete die Zähne, so breit er konnte, und vermochte doch nicht mehr, als seine Zähne in einen kleinen runden Fleck an einem der siebzehn Leiber hineinzudrücken. Er vermengte die Haare aller siebzehn miteinander, wühlte sein Gesicht hinein. Er bog den Kopf zurück, schlug mit den Fäusten gegen den Leib, voll Zorn, daß er die Wollust der siebzehn Leiber nicht auf einmal in sich trinken konnte, taurmelte geschlagen, gebückt und klein geworden in seinen Stuhl zurück, daß da mit geschlossenen Augen, während die Siebzehn, ohne sich zu lösen und in der Erregung der eigenen Sinne leuchend, zu dem König hinsahen. Die zehrende Hingabe zu dem einen Manne, die gemeinsame Traurigkeit, daß sie nicht vermochten, dem Freund den letzten Wunsch der Sinne zu erfüllen, machte wenigstens aus den siebzehn Herzen ein einziges. Darum brannte das Verlangen, den Schönen, Schwarzlockigen, Glühenden, der in der Liebe von wunderbarer Be redsamkeit wurde und der morgen der Starre des

Todes verfallen war, noch einmal zu besitzen, noch einmal von ihm besessen zu sein, in allen in gleichem Maße hoch. Sie drängten Leib an Leib, Arme in Arme, wollten erzwingen, ineinander zu verschmelzen.

Zugleich traf draußen die Sonne, die bisher hinter Wolken gewesen war, unvermutet auf die Fenstertücher, so daß das Blau im Saal ganz unirdisch aufflammte. Wie unter der Wirkung dieses blauen Lichtes, wuchsen da die siebzehn Leiber wirklich ineinander. Schulter griff in Schulter, Knie in Knie, als wären überall Mäuler gewachsen, Haut löste sich und wuchs auf Fremdes hinüber, das zusammenströmende Blut tönte laut hörbar. Ein ungefügter weißer Block bildete sich, formte sich hoch, tat zwei Arme aus, zwei Beine, bildete ein Gesicht. Eine neue Frau stand da, die, mit der Glut von siebzehn Lieben angefüllt, eine nicht mehr menschliche Schönheit zeigte. Die Gestalt errötete unter den geweitet starrenden Augen des Königs und stand, ihn erwartend, der vom Stuhl herunterkam, sonderbar schwebend, als trete er nicht über festen Boden. Er sah in die neuen Augen, über die Stirn, den Hals, die Hüften, die Füße hin und erkannte in jedem Teil eine Schönheit wieder, die er an

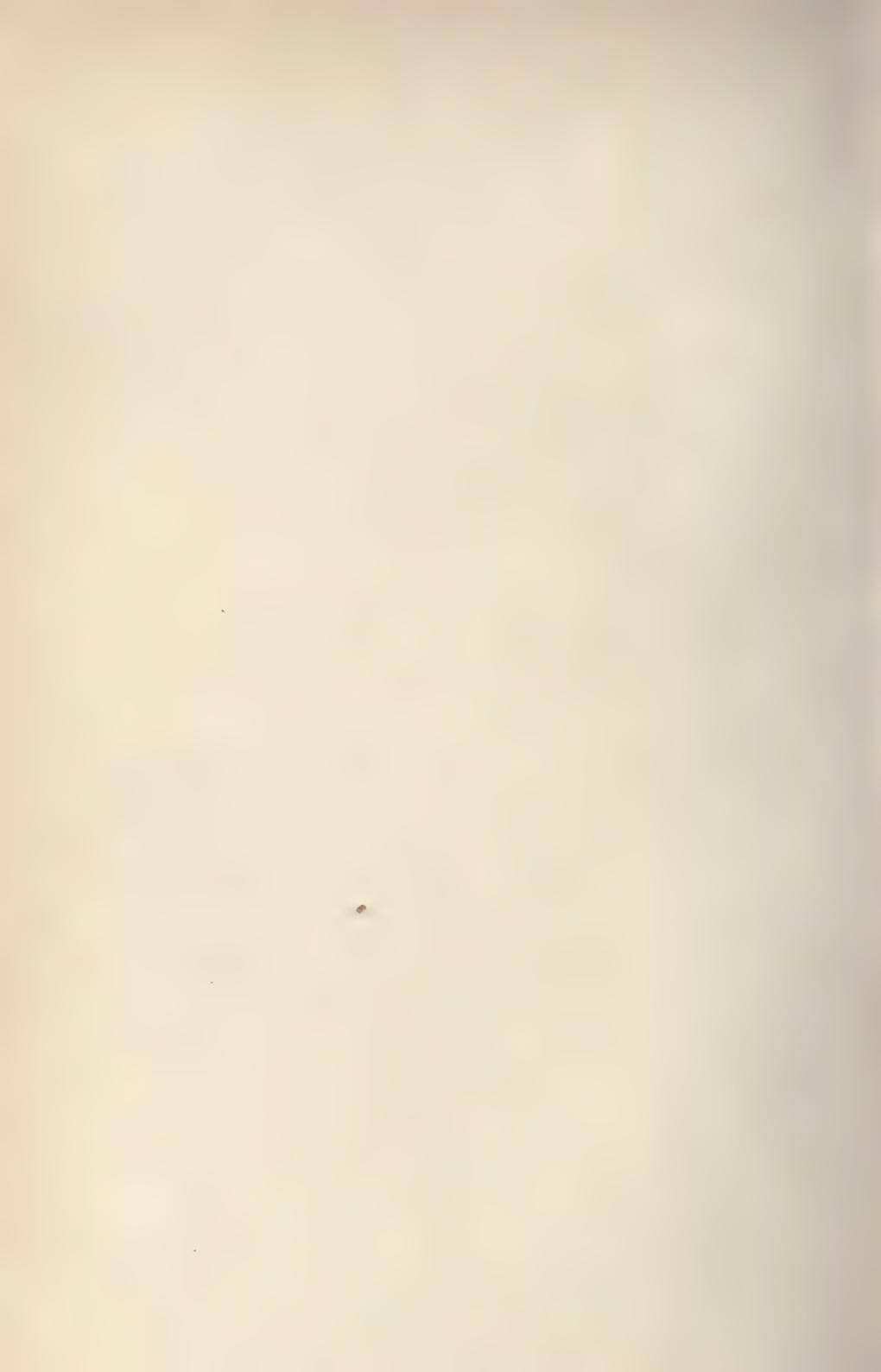
einer der Siebzehn bewundert hatte. Obwohl es ein neues Wesen war, erschien ihm nichts fremd daran, machte ihm der Klang der Stimme die tausend Seligkeiten der vergangenen Monate, an denen nur immer eine der Siebzehn teilgenommen hatte, alle auf einmal wieder lebendig. Im Übermaß des Gefühls, das über ihn hereinschlug, fiel er in die Knie. In Furcht wollte er fliehen. Aber die neue Frau streckte die Hände nach ihm aus, die das Verlangen und die Kraft so vieler Hände in sich vereinten, und zog ihn an die Brüste, an deren allzu vollkommener Rundung seine Augen plötzlich weiß wurden und erloschen. Entsezt auffschreiend und doch in die Fülle des seligsten Gefühls sich hineinstürzend, verbrannte er am atmenden Fleisch dieses Leibes wie an einem feurigen Ofen, daß nichts von ihm übrig blieb als ein Häuflein gelber Asche auf dem schwarzen Marmor der Erde.

Das neue Wesen aber schien an seiner eigenen Brust zu wachsen, schritt riesenhaft durch den Saal zur Treppe, die Treppe hinunter auf den Markt. Mit ungeheuer gewordenen Händen griff es nach Männern, die es, als ob sie Holzscheite oder Bausteine wären, übereinander zur Erde warf. Aber als

ob hier nicht Liebe, sondern Haß tätig sei, lagen  
die Männer zerschmettert und tot auf dem Pflaster.  
Bis ein Turm, der von einem Geschoss des Feindes  
einstürzte, die Riesin selber begrub.



# Das Mütterchen auf der Insel



**G**in Mädchen von vier Jahren war in einem Schiffbruch allein von allen Insassen lebendig an eine Insel getrieben worden. Nachdem es einen Tag nach ihrer Mutter und ihrer Puppe geschrien hatte, fing es an Beeren zu pflücken. Vor den Tieren hielt es sich noch ein wenig versteckt, bis es sie, nach ein paar Wochen, alle kannte und mit ihnen im Spiel durch den Wald sprang. Die Kleider hingen ihm bald in Stücken herab. Es warf sie von sich und brannte in der Sonne so schwarz, daß es, wenn es vor einem Baumstamm stand, den Tieren unsichtbar war. Als die Regenzeit kam, bedeckte sich seine Haut mit einem feinen und dichten Haar. Die wenigen Worte, die es von den Menschen gelernt hatte, vergaß es bald und rief den Rehen und Vögeln in ihren eigenen tierischen Lauten zu. Als es eine Reihe von Jahren älter war, schleifte sein Kopshaar schwarz und verwachsen wie ein Pelz, mit Lücken, die von den Ästen hier und da hineingerissen waren, hinter ihm über die Erde her. Sie warf es sich selbst oft über das Gesicht, um den schönen starken Geruch davon einzuziehen.

Um diese Zeit fing sie an, Tiere, mit denen sie freund war, anders in ihre Arme zu ziehen, anders

den Kopf an ihren Kopf zu legen wie bisher. Sie hatte es immer nur im Spiel getan. Jetzt trieb sie ein Verlangen, ein Tier so fest an sich zu drücken, daß sie ihm Schmerz bereitete. Oft legte sie sich ins Gras und wartete, daß ein Tier komme, anders, als die Tiere bisher gekommen waren — wie, wußte sie nicht. Kam eins, so stieß sie es weg, saß dann lange, stierte auf das Gras, streckte die Arme nach irgend etwas aus, und plötzlich brach ihr das Wasser aus den Augen über das ganze Gesicht — wie sie Ähnliches bei den Tieren nie gesehen. Immer wieder trieb es sie dann zu einer ebenen Stelle irgend eines Baches oder zu einer geringen Wasserfläche, die das Meer zurückgelassen hatte. Sie spiegelte sich hier und sah, daß sie anders auf ihren Beinen stand als die übrigen alle, und war stolz, warf mit Steinen nach den Tieren, um dann wieder an die Erde hinzubrechen und in Stößen laut zu schreien. Sie fühlte mit den Händen an ihre Brüste, die schwollen und schmerhaft schwer wurden. Sie strich mit der Hand über den Bogen ihrer Hüfte, voll Schmeichelnd und Verlangen, errötend und erstrahlend, als ob die Hüfte einem fremden Wesen angehöre. Sie saugte mit den offenen Lippen am Fleisch ihrer Arme, biß mit den Zähnen hinein, bis ein selt-

samer roter Saft herauströpfte. Sie lief von allen Tieren fort, lag tagelang, ohne zu essen, ohne die Augen aufzutun. Aber sie hörte nachts die Brunschreie der Tiere, schlich hinzu, sah, wie sie einander mit den Köpfen umkossen und sich paarten. Sie riß ein Tier an sich. Als es von ihr floh, statt sich an sie zu schmiegen wie an die andern, tötete sie es, indem sie es mit einem gesalzenen Ast schlug. Dann lief sie wieder in das dichteste Gebüsch, riß sich mit den Händen Haare aus, riß sich mit den Nägeln die Brüste blutig, hielt sich für immer von den Tieren fern, verkroch sich für immer in eine Felsöhle, die sie nur noch verließ, um einige Beeren zu pflücken und am Bach eine Handvoll Wasser zu trinken. Sonst saß sie und brütete, stumm und unbewegt, wie die Bäume, die vor ihrer Höhle in der Sonne standen.

Viele Regenzeiten brachen ein und versiegten. Sie sah längst nicht mehr nach ihrem Bild im Bach. Wenn ihr Blick einmal von selber darauf fiel, sah sie eine knochige Gestalt, mit krummem Rücken und lang hängenden Brüsten. Ihr Haar war weiß geworden wie der Schaum des Baches. Sie sammelte nur noch selten Beeren ein, weil ihre Beine sie nicht mehr so weit von der Hütte weg

trugen. Ihr Herz schlug manchmal so schwach, daß sie mit der Hand darnach griff, die Augen schließen mußte und vor Schwäche umfiel.

Eines Tages sah die Greisin aus der blauen Weite des Meeres ein großes Etwas näherschwimmen. Sie hielt es für ein Tier. Es war schwarz, mit weißen Flügeln. Sie geriet in große Furcht davor, machte ihre Höhle mit Zweigen von außen unsichtbar, verbarg sich hinein, sah nur noch mit einem Auge durch die Blätter. Als aber das Schiff ruhig am Ufer liegen blieb, schlich sie heran. Sie sah, wie kleine Tiere, nicht größer als sie selbst, aus dem Bauch des großen hervorkamen, Tiere, die — das Herz stand ihr still — anders waren als alle, die sie kannte, die aufrecht durch die Luft gingen wie sie selber. Diese seltsamen Tiere warrten ihre Felle ab und sprangen in das Wasser. Ohne Fell waren sie weiß wie die kleinen Wolken am Himmel und blickten in der Sonne. Das Mütterchen, während ihr Herz die Brust ganz ausfüllte und keinen Atem mehr hineinließ, empfand mit einem Mal keine Furcht mehr, nur noch den Drang: hin, sehen, anrühren! Aufrecht trat sie aus dem Wald, ging über den Sand zu den weißen Geschöpfen hin, den Kopfvorgestreckt, die Augen geweitet, um den Mund

ein Lachen der Hoffnung, der Furcht, der Hoffnung. Die Geschöpfe drehten die Köpfe nach ihr hin, starrten eine Weile, lachten dann laut, kamen herbei. Das höchste und weißeste von ihnen, das gelbe Locken auf dem Haupt trug, ging voran. Das Mütterchen stand und schaute, während das Weiß in ihren Augen sonderbar, wie von einer dahinter angezündeten Lampe, zu leuchten anfing. Sie hob langsam und edig die Arme hoch, war aber unfähig, einen Schritt entgegen zu tun. Als das fremde Tier vor ihr stand, begann das Mütterchen am ganzen Leib zu zittern, als ob sie unter einem kalten Wind fröre, sah mit den Augen immer in die fremden Augen, näherte ganz langsam eine Hand der Haut des andern und fühlte darüber. Alle kamen heran. Des Mütterchens Augen aber sahen niemand an als den ersten. Sie drückte sich an ihn, gebogen, unterwürfig, lockend, als ob sie ein junges Mädchen wäre, sie nahm eine seiner Hände und legte sie sich auf ihr Haar, bat ihn mit den Augen, daß er ihr über ihr Haar hinstreicheln solle. Als er es verwundert und gutmütig tat, versteckte sie mit seligem Erröten ihr Gesicht an seiner Brust. Während alle lachten und der erste, durch das Lachen der andern beschämt, sich anschickte, die Greisin

von sich zu lösen, füllte sich die schlaffe Haut der Frau, nahm Glanz an, die Adern spannten sich, der ganze Leib streckte sich, rundete sich, die Brüste stellten sich auf, und als die Frau ihr Gesicht hochhob, war es wirklich das Gesicht eines jungen Mädchens, die ihre Jugend noch unvergeben hatte, so daß alle, nach kurzem Staunen, den Kameraden beneideten und hinzudrängten, um selber um das Mädchen zu werben. Sie aber tat, als ob sie von der Gegenwart der andern nichts wisse, legte die runden Arme um den sehnigen Hals des Mannes, hielt ihm den halboffenen Mund mit den weißen Zähnen hin, und während er sie küßte, von ihrem Strahlen angestrahlt, sank sie in seinen festen Armen um. Er trug sie in den Wald und blieb mit ihr den Tag und die Nacht vereint. Als er am nächsten Morgen nach ihr sah, erkannte er, daß ihr Herz nicht mehr schlug und daß ihr Leib schon wieder anging, schnell zu welken. Er begrub sie und setzte ihr ein Kreuz aufs Grab, obwohl er nicht dachte, es mit einer Christin zu tun zu haben. Dann ging er aufs Schiff zurück.

Wie Jan Ademar begraben wurde



Der lustigste Platz in der Stadt an diesem Frühlingsstag war der Kirchhof. Hier allein standen statt grauer Häuser Sträucher und Bäume mit grünen Knospen und farbigen Blüten, hier allein sangen darum die kaum wiedergekehrten Vögel. Die Kapellenglocke läutete dem Totenwagen wie einem Hochzeitzug entgegen. Die schwarzen Männer des Geleites sahen zu den Vögeln auf. Einem fiel eine Blüte auf den Ärmel, er nahm sie und verbarg sie in der zugedrückten Faust, selig und heimlich wie ein Kind, das Entdeckung fürchtet. Allmählich aber ließen alle ungehindert über ihre Gesichter die Freude sich breiten, darüber, daß dieses Begräbnis sie für einen Vormittag aus der Enge ihrer Kontore und Läden zog. Sie sprachen über den Frühling und vergaßen ganz den Totenwagen vorn mit den schwarzbehangenen Pferden davor und dem Priester dahinter, der selber mager wie eine Leiche war und ein feierlich ergriffenes Gesicht zeigte, in Wahrheit aber nur seine Rede ausarbeitete — ein etwas schwieriges Stück, da ihm die Taufrede immer dazwischen kam, die er nachher halten mußte. Vor dem Sarg schritten aber noch viele Vereine von Kriegern, von Schützen, von Sängern, die schon nach ihren Notenblättern in

der Tasche tasteten und mit der Zunge den Mund anfeuchteten. Die niedergesenkten Fahnen hingen verfaltet, und unvermutet begann ganz vorn die Musik einen Trauermarsch. Denn es war heute ein besonderes Begräbnis. Ein Dichter wurde begraben, Jan Aldemar. In der Fremde gestorben, war er von der Vaterstadt geholt worden, um festlich in die holländische Heimaterde gesenkt zu werden.

Alle standen in einem Kreis um das Grab, innerlich ein wenig in die Eingeweide geschnitten von dem zwiespältigen Gefühl, das eine solche Gelegenheit mit sich bringt, halb Genugtuung, selber noch nicht in das gelbe Loch zu müssen, halb unbehagliche Neugier, da man denn doch einmal an zwei Seilen hinuntergelassen würde. Als der Sarg aus dem Wagen gehoben wurde, zeigte sich die erste Überraschung: vier einfache Bretter, blau gestrichen und mit hundert Blumen und Vögeln und Sternen bemalt. Ein kurzer Unwille auf all den bärtigen und bebrillten Gesichtern: das war wieder ein Stück dieses Toten, der ja immer alles anders getan hatte, als sie und ihre Väter. Einer im Zug, der als Absandter der Stadt die Leiche mit eingesorgt und auf der Reise hierher begleitet hatte, lachte in sich hinein, denn er allein wußte, daß der Tote nicht,

wie es anständig war, in einem schwarzen Rock in seinem fröhlich bunten Holz lag, sondern in einer Jacke aus blauem Leinen, in kurzen Lederhosen und den breiten Schuhen, die ihn hin und her über die Straßen der Erde und oft von den Menschen weg auf die blaue Höhe der Berge getragen hatten. In seine Hand war auch kein Veilchenstrauß gesteckt, sondern der alte zerschundene, eisenbeschlagene Wanderstock lag darin.

Die Musik endete, der Verein sang sein Lied, der Priester segnete, auf einem Hügel der aufgeschütteten Erde mühsam das Gleichgewicht haltend, der Bürgermeister der Stadt trat einen Schritt vor und ließ die satte, sichere Stimme aus seiner gewölbten Brust ein wenig ärgerlich in diesen allzu lauten Vogellärm schallen. Da er, obwohl er den Toten ansprach, doch nicht ins offene Grab hinunter sah, sondern den Kopf unaufhörlich in alle Richtungen des Kreises drehte, hörte jeder nur einzelne Worte. Da aber diese Worte sich immer wiederholten, hörte doch jeder dasselbe. „Du — wir — Heimat — stolz — unsere Liebe — ewig.“

Es war in dieser Stadt nicht Sitte, auch die Frauen auf den Kirchhof zu lassen. Trotzdem drängte jetzt eine Frau, die nicht einmal nach Trauersitte

gekleidet war, bescheiden und fest durch die Reihen an das Grab vor. Sie führte sogar einen Hund mit, der, im Gefühl von etwas Ungewöhnlichem, den Kopf dicht an ihren Rock hielt. Da es verboten war, Hunde auf den Kirchhof mitzubringen, war es in der Ordnung, daß die Nächstelebenden die Dame fortwiesen.

Sie aber erklärte seltsam leise und doch bis zum Fernsten verständlich, daß sie die Frau des Toten sei.

Nun war es bekannt, daß der Dichter seit langen Jahren unverheiratet mit einer Freundin zusammengelebt hatte. Es war bekannt, daß diese Freundin nichts anderes gewesen war als eine Kellnerin, Sängerin oder Tänzerin. Sie hatte dem Abgesandten der Stadt erklärt, daß sie am Begräbnis unerkannt teilnehmen möchte. Um sie trotzdem fernzuhalten, hatte der Abgesandte ihr einen falschen Tag, den vierten, als den Tag des Begräbnisses angegeben. Er hatte eben noch mit ihr durch den Draht nach der fernen Stadt hin gesprochen, wußte also genau, daß sie nicht zugleich hier am Grabe anwesend sein konnte. Während er fassungslos die Frau ansägte, bemerkte er, daß sie keinen Schatten warf, sondern daß die Sonne durch sie hindurch

auf die hochgeworfene Erde, die Stricke, die Schuhe  
der Totengräber strahlte.

Der Priester, nach einer Weile der Überlegung,  
drückte der Frau die Hand. Der Bürgermeister,  
nach einigen verwirrten Blicken durch die Brille,  
redete weiter. „Du — wir — Vaterland — Liebe  
— ewig —“

Da hob die Frau ruhig die Hand und sagte,  
immer leise und doch immer in dieser unbehaglichen  
Bestimmtheit: „Das sollen nicht die letzten Worte  
sein, die mit ihm gesprochen werden. Liebe? Ihr  
liebt ihn nicht. Er hat entbehrt, während ihr fort-  
warfet. Er war frank, während ihr Feste feiertet.  
Er war der Verzweiflung nahe, während ihr am  
Weintisch saßet. Er hat euch mit seinen Träumen  
beseligen wollen. Aber ihr habt seine Träume mit  
dem Lärm eurer Fabriken und Eisenbahnen er-  
schlagen. Er hat sich nie vor euch gedemügt und  
euch nie um etwas gebeten, darum habt ihr ihn  
nicht angesehen. Trotzdem hatte er keinen Haß auf  
euch, denn er wußte, daß alles so sein mußte. Aber  
er liebte zwei Arten Menschen mehr als euch: die  
schönen Frauen und die starken Arbeiter. Sie sind  
nicht einmal an seinem Grab, denn sie sind ehr-  
licher als ihr. Liebe? Hättet ihr ihn geliebt, so lebte

er heute noch und könnte noch zwanzig Jahre euch die bunten Früchte aus dem Garten seiner Seele schenken.“

Hier verzog die Frau den Mund zu einem geringen Lächeln über sich selbst, weil sie unwillkürlich Worte von ihm gebrauchte und sie doch vor anderen als ihre eigenen ausgab. Zugleich röteten sich ihre Wangen, wie vom Hauch der Worte, die von ihm kamen, beglückend angerührt.

„Liebe? Keiner von euch geht von diesem Grab nach Hause und tut das nächste: sich eins seiner Bücher kaufen. Liebe? Ihr stellt euch nur in den Lichtkreis seines Ruhms, damit auch ihr ein wenig gesehen werdet. Seines Ruhms, der plötzlich gekommen ist, weil die Zeitungen seinen Tod ausschreien. Liebe? Zwei nur haben ihn lieb gehabt, zu seiner Seite und zu seinen Füßen gesessen in seinen hellen und in seinen bekümmerten Stunden: ich und der Hund. Darum geht! Ich und der Hund, wir wollen auch an seinem Grab allein mit ihm sein.“

Der Bürgermeister hielt eine Weile den Mund offen, um zu antworten. Aber er sah, daß die Augen der Frau im Fieber glänzten, daß die Frau sich hilfesuchend am Halsband des Hundes festklam-

merete. So verbeugte er sich und ging. Der Priester tat einen Schritt auf die Frau zu. Sie hob den Arm zwischen ihn und das Grab. Er ging, sein Gebetbuch hochhebend. Die anderen alle sahen mit heimlichen Blicken einander an und gingen, die Köpfe schüttelnd, doch mit leisem Auftreten, da es sich um eine Witwe handelte. Einer schaute mitleidig hin, weil er dachte, es mit einer Kranken zu tun zu haben. Die Musik begann im Abzug einen heiteren Marsch. Die hochgehaltenen Fahnen leuchteten in den Wind.

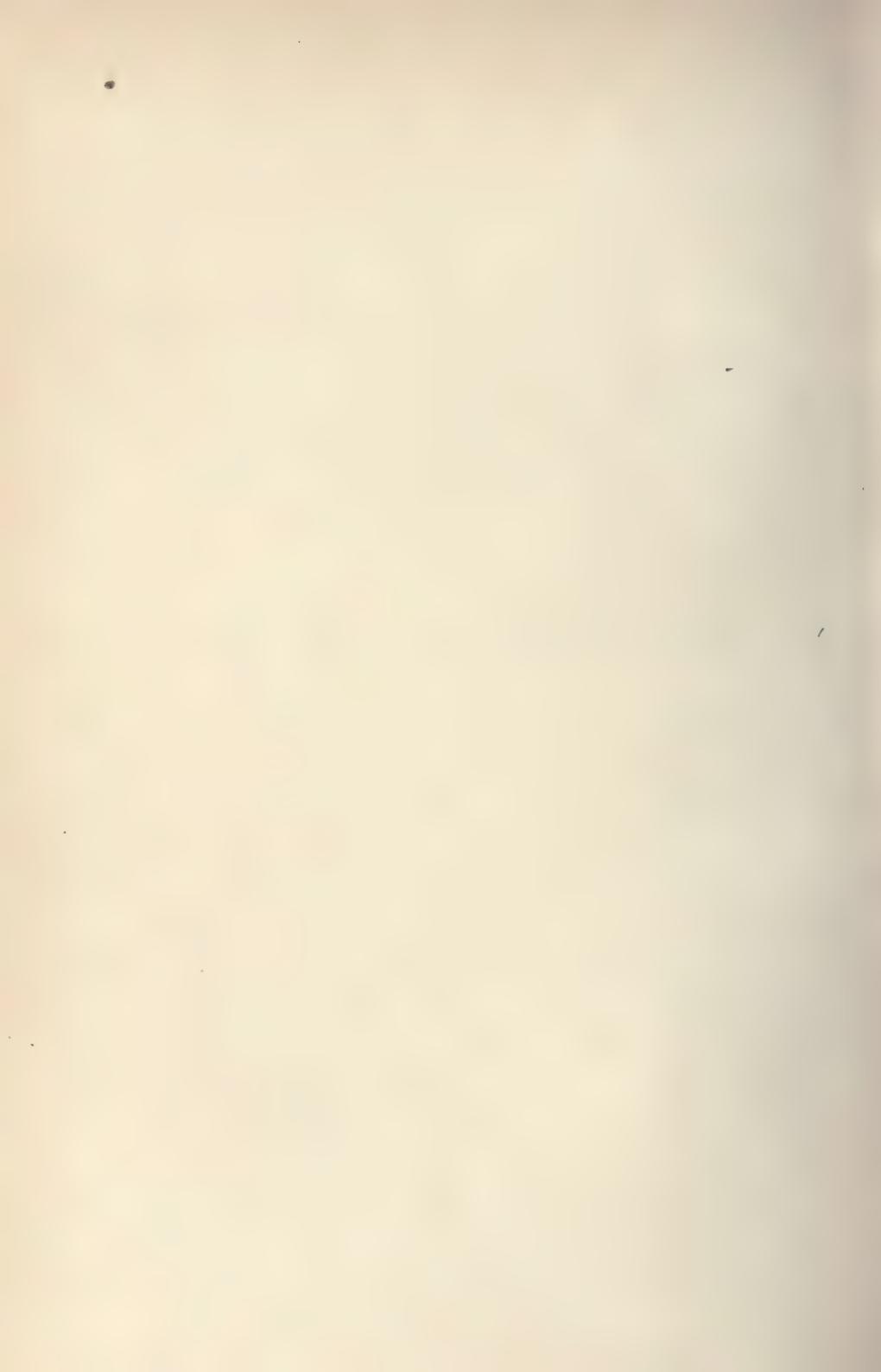
Die Frau winkte auch den Totengräbern zu gehen. Während der Hund zu ihr auffah, schüttete sie mit den Händen die gelbe Erde auf den Sarg hinunter, sorgsam, wie sie dem Geliebten immer sein Bett bereitet hatte, und rastete von Zeit zu Zeit, damit der Gesang der Vögel noch ein wenig ins Grab dringe.

Der Abgesandte fuhr mit dem schnellsten Zug, ohne jemand ein Wort zu sagen, gehekt und ohne Atem, in den Ort, wo der Dichter zuletzt gewohnt hatte, und kam vier Stunden nach dem Begräbnis dort an. Er fand die Freundin des Toten nach den letzten Tagen und Nächten des Wachseins in einem schweren Schlaf auf dem Sofa liegen. Vor ihr auf der Erde lag in sich gekrümmt der Hund.

Die Wirtin sagte aus, daß die Frau so seit zwei Tagen liege und schlafe.

Der Abgesandte sagte keinem Menschen etwas von seinem Erlebnis, sprach überhaupt tagelang kein Wort. Er ging zu einem Buchladen, um sich ein Buch des Dichters zu kaufen, machte aber doch vor der Türe halt und ging in die Kirche, um ein Gebet für den Toten zu sprechen.

# Die Loreley und der Schmied



Jeder hat von der rätselhaften Frau gehört, die früher in Mondnächten auf dem Rheinfels saß, bis der Morgen den weißen Glanz von ihrem Haar nahm. Sie saß nackt, nur wenn der kühle Wind herunterblies, bedeckte sie mit einem blauen Schleier das gebogene Silber ihres Rückens. Wenn ein Schiff den Strom herabgetrieben kam und groß wurde, sang sie, daß dem Schiffer die Augen im Kopf verzaubert stillstanden, der Hals wie unter einem Strick zusammengeschnürt ward, das Blut aus der Stirn nicht mehr zurückfloss, jede Vernunft im Rot der Wünsche ertrankt ward. Unversehens zerschlug dann der Strudel Schiff und Schiffer. Am andern Ufer aber hörten die Mädchen in ihren Betten das kalte Lachen der Frau und zogen unter dem Kissen frierend die Knie an den Leib.

Heute sehen die Schiffer umsonst zum Fels hinauf: der Platz bleibt für immer leer. Das kam so.

Am Ufer lag einmal ein Schiff festgebunden, dessen Schiffer sich in der heiteren Mondnacht der fremden Frau wegen nicht weitergetraute. Obgleich er nicht zu den Jungen und Schönen gehörte, mochte er glauben, daß es der Frau eben nicht so sehr darauf ankome. Da kam ein Handwerksgesell daher, ein flaumbärtiger, gerader Kerl, der von irgendeiner

Waldschmiede zurückwanderte, staubbedeckt, unter den nachschauenden Augen aller Mädchen, während ihm die blauen Augen vor Abenteuerlust aus dem Gesicht sprangen und während über ihm, wie über einem Liebling Gottes, singende Vögel mitslogen. Er forderte den Schiffer auf, ihn noch die Nacht den Strom mit hinunterzunehmen, damit er am nächsten Morgen beim Häuschen seiner Mutter an Land gehen könne. Er lachte, als er abgewiesen wurde und den Grund erfuhr. Aber schon, indem er lachte, nahmen seine Augen eine seltsame Starre an. Kaum war der Schiffer ins Dorf gegangen, da sprang der Jüngling mit einem Satz ins Boot und ruderte dem Gestein entgegen, das weiß im Mond glühte und oben auf seinen Zacken die Sterne des Himmels aufgestellt trug. Wirklich hob sich bald mitten aus dem Gestein ein Kopf auf. Der Schmied, voll wachsender Verwegenheit, winkte hinauf, zeigte die weißen Zähne im Lachen.

Da hörte er den leisen Gesang der Stimme. Spöttisch, siegsicher hob er seine Stimme dagegen. Jetzt stieg unter dem Kopf plötzlich der weiße Leib steil in die Luft, der mit seiner bewegten Rundung auf dem starren, eitigen Stein umso betörender erschien.

Der Schmied brachte keinen Atem mehr in die Brust, sein Herz klopfte ihm, statt in der Brust, in der Stirn. Der letzte der Bögel, der allein treu mit ihm aufs Wasser hinausgeslogen war, schoß rasch über seinem Hut davon, pfeifend, rufend, schreiend. Doch mit doppeltem Troß seiner starken Arme schlug der Schmied das Boot zum Felsen hin, dabei aber immer vorsichtig nach dem Strudel ausschauend, mutig und vorsichtig und hingerissen wie alle die andern Schiffer, Schmiede, Müller, Schlosser, Soldaten, Studenten vorher.

Und wie bei allen vorher ward auch sein Schiff unversehens vom überspülten Stein gepackt, gedreht, zersägt, zerhämmt, auf einen zweiten Stein geworfen. Im selben Augenblick, als er trotzdem den Kopf noch nach oben hielt, sah er, wie die Frau nicht die Arme herunterstreckte, ihm entgegen, nicht zu ihm heruntersang, lockend, Mut machend, voll Liebe scheinend, wie sonst — sondern sie stand verstimmt, unbeweglich da, fast erschreckt, das Haar mit beiden Händen über den Boden hebend, als wolle sie fortspringen, dabei immer den Schmied an sehend, wie einen, der anders war als alle andern vorher.

Und noch etwas geschah anders bei diesem als

bei allen andern, deren Schiff bisher an diesem Stein zerschlagen ward. Der Schmied, als die Bretter unter seinen Schuhen weggerissen wurden, gab den hellen Mut nicht auf, holte höchsten Troß aus sich heraus, füllte Schultern und Arme damit an, arbeitete sich aus dem Wasser heraus, schlug die Wasser, obwohl er nicht zu schwimmen verstand, von seinem Mund weg und spürte endlich und doch schnell harten Grund unter seinen Schuhen. Schon klomm er, das letzte Wasser von sich werfend, den Stein hinauf.

Das Haar in den hochgehobenen Händen, den Schleier verlierend, lief die Frau um den Fels herum, willens, während der Schmied nach oben kletterte, an einer andern Stelle schnell zum Wasser hinunterzukommen. Aber der Schmied: mit gewaltigen Sprüngen, springend auf einem Boden, der jedem andern Sturz und Tod gebracht hätte, erfasste er die Frau an ihrem Haar, als sie bis an die Knie schon im Wasser stand.

Ohne ihr Gesicht ihm zuzuwenden, sprach und bat sie in einer fremden Sprache. Er wand ihr Haar um seinen Arm, zog ihren Kopf auf diese Art immer näher zu sich, bis sie den Kopf drehen und ihm ihr Gesicht zeigen mußte. Aber jetzt —

in der gleichen Art, wie er ihr Haar gewunden hatte — wand sie ihre Arme, ihren Leib um ihn, schmeichelnd, flehend, daß er sie freigebe und wühlte doch gerade dadurch seine Lust auf. Er biß die Zähne in die Enden ihres Haares, wie in einer plötzlichen Wut, seine Augen verdrehten sich, er hielt ihr Gesicht mit steinernen Händen vor das seine, zog es immer näher zu dem seinen heran, zog den roten, in der Angst hoch gebogenen Mund heran, drückte schnell seinen Mund darauf.

Und jetzt, nachdem er bislang seine Sache anders geführt als alle andern vorher, mußte der Sieger doch zuletzt aller andern Schicksal teilen. Während er seinen Leib mit dem Leib der Frau vereinigte, zeigte sich sein menschliches Herz zu schwach für den unirdischen Genuß. In der höchsten Seligkeit, an der höchsten Seligkeit verging sein Leben. Mit verklärter Stirn, mitten im Rausch, erstarrte er. Die Frau loslassend und von ihr losgelassen, rollte er auf den Stein und lag tot.

Die Mädchen am andern Ufer hörten diesmal nur ein schreiendes Lachen voll Scham und Weh, das rasch abbrach. Seitdem bleibt die Frau in ihrer seltsamen Welt unter dem Wasser verborgen.



Ríza



**R**iza, sonst bleich, stumm und immer hinter irgendeiner Burgecke versteckt, sang und lief den Hühnern im Hofe nach. Ihre Brüder, verwundert, entdeckten, daß sie jeden Mittag am Rheinufer mit einem Jüngling zusammentraf, dem sie das schwarze Haar mit gelben Blumen schmückte. Sie erkannten in dem Jüngling den unehelichen Sohn eines italienischen Grafen, der bei ihnen zu Gast gewesen war und einer Dienstmagd dieses Geschenk zurückgelassen hatte. Sie ließen den Jüngling von Knechten ergreifen, halb tot schlagen, in einem Kahn an das andere Ufer rudern und dort auf den Kies hinwerfen.

Riza horchte die ganze Nacht von ihrem Fenster hinüber. Am Morgen, im ersten Sonnenstrahl, ersah sie den Glanz des gelben Mantels drüber. Sie winkte und sah einen Arm sich heben. Leise singend, in einer seltsamen Ruhe, ging sie die Treppen hinunter, ging durch den Hof, durch das Tor, den Wächter freundlich grüßend, ging durch den Wald hinab, stand am Ufer still, hielt die Hand an die Augen, sah wieder das Gelb des Mantels, schrie plötzlich auf wie ein getroffenes Wild und schritt ohne Besinnen, als ob sie kein Mensch wie andere Menschen wäre, mit vorgestreckten Armen und weit

vorschreitenden Schenkeln in das strömende Wasser hinein. Nach einigen Schritten, unter Schreck zur Besinnung kommend, erkannte sie das weiße Wasser unter sich, wollte zurück, sah aber zugleich, daß das Wasser unter ihr nicht nachgab, daß es ihre Schritte trug, daß sie fest und sicher wie über eine Wiese ging. Sie hob die Arme nach dem andern Ufer hin, schrie auf im Jubel, schritt hinein.

Am andern Ufer hob sich der Sterbende hoch, kroch ans Wasser heran, stellte sich mit letzter Kraft auf die Füße und, die Freundin im Wasser sehend und in seinem Zustand das Wunderbare schon für das Natürliche haltend, schritt er gleichfalls ins Wasser hinein und, von derselben Kraft gehalten, über das Wasser hin, der Freundin entgegen, während das Blut aus seinen Wunden wieder zu fließen anfing und den Strom in langen Strichen rot färbte.

In der Mitte des Stromes trafen sie aufeinander. Und während die Menschen, die sich am Ufer angesammelt hatten, ihnen entsezt zuriefen oder sich auf die Knie warfen und laut zum Himmel beteten, taten die Liebenden — immer nicht anders, als ob festes Gras um sie blühe, — Hände und Mund zusammen, schlugen des Jünglings weiten Mantel um sich herum; und, ohne der Menschen zu achten,

mit geschlossenen Augen und verklärten Stirnen,  
von den schnell hinzusliegenden Schwalben und  
Lerchen umlärmt, vereinten sie sich.

Dann aber verließ den Jüngling die Kraft. Vergebens suchte die Freundin ihn mit den ausgestreckten Armen zu halten. Sie stand noch und sah dem Versinkenden nach, nur mit einem kurzen Klagesaut, ging, als das Wasser leer war, zu ihrem Ufer zurück, sicher und wieder heiter und die Brüder nicht furchtend. Sie wehrte das Boot ab, das ihr entgegenkam, hielt die Hände über den beschenkten Schoß gefaltet, war immer von den singenden Vögeln begleitet und sang selber schon wieder leise zu singen an.



# Das erdbraune Kind



**I**m Jahre 1842 ereignete sich in der Stadt Koblenz dies:

Ein junger Mann, der bei der Stadtschreiberei beschäftigt war und am offenen Fenster zu sitzen pflegte, wo er dann oft genug statt juristischer Untersuchungen kleine Gedichte auf sein Papier brachte, ward immer, sowie die Rathausuhr über ihm vier schlug, von einer merkwürdigen Unruhe angepackt. Er sah dann aus seinem Fenster die Straße hinauf, bis ein großgewachsenes Mädchen aus einer Tür trat und mit heiteren Augen, wie nach Menschen suchend, die sie grüßen könnte, die Straße hinunterkam. Der junge Mann, statt hervorzukommen und zu grüßen, verschränkte sich vielmehr hinter seine Gardine, stand da mit erregten Augen, ohne zu atmen, warf sich dann wie erschöpft auf seinen Stuhl und schloß die Augen, als wolle er kein anderes Bild als das des schreitenden Mädchens in seine Stirn hinein lassen.

Einmal saß er im Gras am Rheinufer, sah nach einem Segel auf dem Strom hin und mußte sich plötzlich umdrehen. Da ging hinter ihm mit ein paar Freundinnen das Mädchen vorbei. Er sah in ihre Augen, die lachend auf ihn hergerichtet waren, aber, wie sie in das erbleichte Gesicht des

Mannes sahen, einen seltsam entseßten Ausdruck annahmen. Der junge Mann sah, wie die vorher Ausgelassene plötzlich mit müden Schritten und hängendem Kopf inmitten der beweglichen Reihe der Freundinnen weiterschritt. Er warf sich lang in das Gras, mit dem Gesicht zur Erde, krallte die Finger in das Gras und lag eine Weile regungslos da.

Bald darauf starb das Mädchen und ward am Fenster des Stadtschreibers vorbei zur Kapelle getragen. Der junge Mann trat nicht ans Fenster, um den Totenwagen zu grüßen, er hatte nicht einmal einen Kranz in das Totenhaus geschickt: er stand hinter seiner Gardine und hielt die tränenseligen Augen starr an den Wagen gehängt, dessen schwarzes Tuch den Sarg und den Körper des Mädchens überdeckte.

In der Nacht, nachdem er lange Stunden das Stöhnen seines Mundes in sein Bettkissen vergraben hatte, stand der Mann auf, schnallte seinen Degen um, öffnete leise die Haustür und ging durch die schwarzen Straßen unhörbar zur Kapelle hin. Ohne Besinnen zerbrach er ein Fenster, kletterte hindurch, stand im Kerzenlicht vor dem schwarzen Tuch, hob das Tuch ab und öffnete behutsam den Sarg.

Das tote Mädchen lag vor ihm, einen blauen Blumenkranz um die Stirn, die gelben Haare lang neben dem Hemd herliegend, das Gesicht nicht weiß, sondern noch lebendig angerötet, der Leib nicht eingefallen, sondern noch lebendig voll. Der Jüngling fasste das Haar an, zog es durch die Finger, roch seinen Duft ein, drückte Augen und Mund tief hinein. Er berührte ohne Schauder mit seinem Mund den toten Mund. Als er sich aufrichtete, um den Sarg wieder zu schließen und nach Hause zurückzukehren, hob sich zu seinem Entsezen die Tote mit ihm auf, saß im Sarg, öffnete die Augen, sah den Jüngling an, erkennend, beglückt, legte die Arme um ihn, küßte ihn, strich ihre Stirn an der seinen entlang, schmeichelte, lockte, zog ihn rasch in ihre Urmarmung hinunter, breitete ihr Haar zugleich über ihn und sich, bat, flehte. Der Jüngling verlor seine Furcht, obwohl manchmal Eisestöße an ihn rührte, küßte Hals und Stirn des Mädchens, und vergaß, daß er es mit einer nicht mehr auf dieser Erde Lebenden zu tun hatte.

Als es Frühling wurde, wuchs aus dem Grab mit den ersten weißen Blumen eine Kinderhand hoch. Man grub nach und hielt ein neugeborenes, zierliches Mädchen in den Händen, das aber braun

wie die Erde der Grube war und auch in späteren Jahren nicht licht wurde. Da es durch den Willen des Schicksals, wider den Willen des Todes, in die Welt gekommen war, in die zu kommen ihm von vornherein bestimmt war, trug es auf seiner Stirn, als ein Zeichen davon, über lachendem Mund einen kleinen hellen Kreis, einem Rad ähnlich oder einer Sonne.

# Die elftausend Jungfrauen in Köln



**G**s ist jedem bekannt, daß elftausend Jungfrauen mit ihrer Königstochter Ursula von England nach Rom pilgerten, um hier alle Heiligen um Schuh anzulehnen vor den heidnisch wild gebliebenen Nachbarn. Als die Jungfrauen in Rom angelkommen waren, sahen sie sich bald von den Pfaffen und Mönchen ärger bedroht, als vorher von den Heiden. So, an allem verzweifelnd, wandten sie sich rasch wieder nordwärts zur Heimat zurück. Fast verhungert, denn sie besaßen nun nichts mehr an Geld oder Schmuck. Die Menschen der Länder, durch die sie wanderten, in dichten Haufen, ohne sich je zu teilen, weigerten so vielen mit Schimpfworten die Nahrung. Die Heiligen, auf die vertrauend die Jungfrauen diese irdischen Dinge nicht allzu lange vorbedacht hatten, hörten auch diesmal die lauten und stummen Gebete nicht. Da die Mädchen nichts stehlen, nichts mit Gewalt nehmen, kein Tier töten wollten, mußten sie sich bald nur noch von Nüssen, Beeren, Kraut und selbst von Gras nähren. Durch die lange Zeit der gemeinsamen Hoffnung, Enttäuschung, Entbehrung hatten sie, ohnehin alle gelb von Haar, ein Aussehen gewonnen, als ob sie elftausend Schwestern wären: unter den verstaubten und zerfetzten Kleidern mager ausgestreckte Körper, darüber

in knochigen, von Feuer und Wind des Himmels verbrannten Gesichtern, inbrünftig geweitete und geradeaus sehende Augen.

In Köln fanden sie ihre Schiffe noch unversehrt auf dem Ufer liegen, da, wo sie sie bei der Herwanderung hinausgezogen hatten. Sie kehrten sie um, in wieder lebendig gewordener Kraft, schoben sie ins Wasser, fuhren aber, in einer übermütigen Laune, noch nicht vom Land ab, sondern wollten die warme Sommernacht noch am Ufer verbringen. Sie lagerten sich ins Gras, lagen da, ohne zu schlafen, in Gruppen umarmt, Lieder ihrer Heimat singend.

Als mit dem Ruf des ersten Morgenvogels die Königstochter Ursula aufstand, auf einen Hügel stieg und von oben mit laut jauchzender Stimme den Befehl zum letzten Aufbruch in das frühe Licht rief: da wurden, schneller als die Scharen unter ihr, die Weidenbüschel hinter ihr lebendig. Die Büsche flirrten, blickten, teilten sich, warfen eine weite springende Reihe heidnischer Männer aus. Die Namen ihrer Götter schreiend, die kurzen Messer und Äxte tiefgehalten, während ihre Bärte und Haare im Wind sich seitwärts bogen, ließen die Heimtüpfischen, wilder anzusehen als die Heiden zu Hause, den Uferhang hinab.

Die Mädchen wandten sich erst zur Flucht gegen das Wasser, viele wateten bis an die Knie, bis an die Hüften hinein. Dann aber, ohne zu wehren, so, als wenn dies alles hätte so kommen müssen, lautlos wie Lämmer, selbst ohne zu beten, ließen sie sich hinschlachten, empfingen Hieb und Stich stehend. Nur hier und da griff eine mit den Händen nach dem Schnitt in ihrem Fleisch, um den sich herausbrechenden Blutstrom aufzufangen. Die erregten Gesichter der Männer färbten sich rot vom Widerschein des besonnten Bluts. Schreiend schritten sie über die ersten Gefallenen hinweg, um zur Mitte zu gelangen: bald standen sie auf geschichteten Leichen wie auf morgenbesonnten Bergen, von denen sie herabspringen mussten, um die letzten, noch in beschatteten Tälern Lebenden zu erreichen. Rasch rauchte auf eine Stunde hin das Ufer vom Blut, als ob das Gras angezündet sei.

Die Männer rissen die Kleider von den abgemagerten Körpern, suchten vergebens nach versteckten Schmuckstücken, schnitten die gelben Haare ab, wärsen die beraubten Leiber beiseite. Einer entdeckte an ihrer goldenen Halskette, die Ursula den Gefährtinnen verheimlicht hatte, die Königstochter. Alle ließen herbei. Einer entkleidete sie, ein zweiter

wickelte sich flink das lange Haar um die Faust, um es abzuschneiden. Doch der Führer der Heiden, ein junger, bärtiger Kerl, drängte sich durch alle heran, wies alle bis zu einem weiten Kreis von sich, sah den weißen, fast knabenhaften Leib des Mädchens an, hob den edlen Kopf auf, strich mit leisem Finger die Hüfte entlang, stand so im Anschauen stumm. Alle betrachteten nun auch erst die schmalen und hartsehnigen Körper der andern Jungfrauen — sie waren bei ihren Frauen breitere und rundere Körper gewöhnt. Sie spotteten erst, unterlagen dann einer seltsamen Macht, küßten im Scherz hier und da einen Mund. Langsam stand wie eine seltene Blume eine Art Ehrfurcht in ihnen auf. Der Führer aber, tief im Blute stehend, den Geruch des Blutes einziehend, geriet jetzt in einen merkwürdigen Krampf. Sein Gesicht wurde bleich, seine Augen schlossen sich halb, seine Knie zitterten unter ihm und beugten sich, ein Keuchen hastete hörbar von ihm. Er bückte sich, begann, erst lachend, dann unter plötzlichen irrsinnigen Schreien, obwohl ihm nie vorher der Gedanke an ein solches Tun gekommen war, das Blut zu trinken. Alle sahen erschreckt nach ihm hin. Einige sangen an, unter denselben Schreien, ihm nachzutun.

Plötzlich warf sich der Jüngling über den toten Leib.

Da wuchs aus den Hüften des Leibes, rasch und rauschend, wie herausgestoßen, ein Strauch hoch, trieb Dornen und Blätter aus sich heraus, und fremdartige hellrote Blumen, die mager und herb wie die Leiber der Jungfrauen waren, grünte rasch und dicht über den ganzen Leib hin. Als der Jüngling bestürzt den Kopf drehte, sah er aus allen Leibern ringsum das gleiche Gesträuch ausspringen und überall darüber die erstarrten Gesichter der Gefährten.

Mit Mühe, von dem strömenden Geruch der hellroten Blumen betäubt, von dem schnell hinter ihnen herkriechenden, nach ihnen schnappenden Gebüsch festgehalten, schnitten sich die Männer einen Weg. Über dem letzten, der den Leib eines Mädchens mitschleppen wollte und dadurch sich verspätete, schlug der Wald zusammen, so daß er in Blut, Blumen und fremdartig seligem Geruch erstickt ward.

Auf das Gesträuch, das eine Stunde weit den Strom mit rotem Gesicht einsäumte, seikten sich mit Gesang unzählbare Vögel von einer Art, die vorher nicht am Strom zu finden war.



# Die Wölfe über dem Schiff



**B**or dreihundert Jahren kaufte ein Rheinschiffer in Köln von einem Freund, der, mutiger als er, übers Meer fortgesegelt war, ein arabisches Mädchen. Mehr des Scherzes halber, wie man einem zurückgekehrten Seemann irgendeinen fremdartigen Vogel abkaufte — denn das braune Mädchen war fast noch ein Kind. Sehr bald aber fing das Mädchen an, voller zu werden und bekam einen seltsam schweren Blick in die Augen, der, wenn sie die langen Wimpern ganz davon abhob, eine hier im Norden ungewohnt offene und begehrende Sinnlichkeit zeigte. Die nordisch edigen Männer, die das südliche Geschöpf sahen, wurden mitten in ihren rauhen Geschäften plötzlich um zehn Jahre jünger, reckten sich, färbten sich, hatten für nichts anderes mehr die Augen frei, als für die festen und engen Hüften und die schmalen braunen Beine, die unter dem Lendentuch bis über die Knie zu sehen waren.

Der Schiffer dachte, ein Geschäft machen zu können, und bot das Mädchen dem einen und andern, mit dem ihn der Zufall zusammenführte, zum Kauf an. Als er erkannte, daß er ohne Mühe das Zehnfache von dem erhalten konnte, was er gegeben hatte, stellte er sich öffentlich am Ufer in Köln auf und bot das Mädchen aus, nahm hin und wieder

das Tuch von ihren Hüften und zeigte sie den Kauflustigen. Obwohl kein Gesetz dagegen aufzufinden war, verbot der Magistrat schnell dieses Geschäft, das sich von einem Sklavenhandel nicht unterschied. Der Beamte, der das Verbot aussprach und selber mit an das Schiff kam, um den Schiffer aus der Stadt auszuweisen, ward so betroffen von der fremden Schönheit des Mädchens, daß er, nach einigem Kampf mit sich selbst, dem Schiffer eine große Summe bot. Der Schiffer nahm lachend an. Als er aber, nachdem es Abend geworden war, das Geld in Empfang nahm, in den Schrank schloß und nun das Mädchen dafür abgeben sollte, vermochte er mit einem Male nicht mehr, sich von ihr zu trennen, legte das Geld auf den Tisch zurück, zog den Anker hoch und fuhr noch in der Nacht von Köln ab.

Unter seiner starken Sinnlichkeit blühte das Mädchen bald zu einer solchen Schönheit auf, daß die Männer, denen der Schiffer im Stolz sie zeigte, vor Verlangen schlaflos wurden. Einige folgten heimlich dem Schiff, in irgendeiner Hoffnung. Einer erstieg sogar ungesehen das Schiff und wollte, während der Schiffer schlief, das Mädchen mit sich nehmen. So hieß der Schiffer sie, so oft er an Land an-

legte, in der engen Kajüte eingeschlossen. Um ihr das Gefängnis zu erheitern, kaufte er ihr ein ganzes Volk von Vögeln, die nun in ihren Käfigen lärmten und sangen und kleine Stücke Brot dem Mädchen aus dem Mund nahmen.

Aber der Schiffer hatte noch einen Knecht, einen jungen Kerl, so lang wie der halbe Mast, hager, um die Schultern breit, um die Hüften schmal, mit gelbem, zottigem Haar. Der Knecht, der bisher, am Steuer stehend, immer mit einer dünnen Stimme über den Strom hingesungen hatte, begann plötzlich stumm zu werden. Der Kopf, den er bisher immer ohne Aufhören nach den Ufern und den fremden Schiffen hingedreht hatte, stand unbewegt in seinen Schultern. Eines Tages warf er sich vor den Schiffer hin, weinte laut wie ein Kind und war doch außerstande zu sagen, was er wolle. Als das braune Mädchen zufällig vorüberkam, trat der Schiffer den Knecht mit dem Fuß von sich, wie in Verachtung, dabei aber packte ihn schon die Furcht, daß das Mädchen den gesunden Kerl selber nicht ungern sehen möge. Er beschloß, in der nächsten Stadt den Knecht zu entlassen und dann für immer ohne Knecht zu bleiben, lieber alle Arbeit allein zu tun. Er zog die Augen finster zusammen und behielt diesen Aus-

druck von nun an bei. Er hielt das Mädchen jetzt den ganzen Tag über eingeschlossen, machte sich selbst viel in der Nähe der Tür zu schaffen, um besser wachen zu können.

An einem heißen Mittag begehrte die Araberin ein Bad und brachte durch langes Schmeicheln den Schiffer dazu, es ihr zu gewähren. Er rollte eine große Waschbüttle in die Mitte des Schiffes, umstellte sie bis auf eine Öffnung nach allen Seiten mit Fässern und Kisten, überzeugte sich, daß nirgendwo sonst eine Lücke war, durch die ein Blick hätte dringen können, und füllte Wasser ein. Das Mädchen kam singend aus der Tür, ging zum Bad, der Schiffer schloß die Öffnung hinter ihr und blieb davor stehen, düster und wie in irgendeiner Erwartung. Der Knecht stand am Steuer, sah auf den Strom hinaus, horchte dabei, mit verbissenem Atem, auf die Mitte des Schiffes. Aus kaum hörbaren Geräuschen gestalteten sich von selber Bilder, die seine Hand am Holz des Steuers zittern ließen. Obwohl er nur hörte, sah er das Mädchen das Kleid abnehmen, sich Wasser mit der Hand über den braunen Rücken schütten, ins Wasser steigen, sich im Wasser bewegen.

Während das Schiff im Südwind den Strom hinabtrieb, zog unablässig mit dem Schiff, vom selben

Wind geblasen, eine weiße, nordisch ungewöhnliche Wolke. Der Mittag war so heiß, daß der Schiffer die Schuhe an die Füße tat, um sich die nackten Sohlen am Holz des Bodens nicht zu verbrennen. Dabei sah er nach der Wolke hin, übernahm dabei, wie die Schiffskräfte die Fässer und Kisten umschlich, einen kurzen Sprung tat und in den verschwommenen Kreis eindrang.

Der Knecht sah es. Das hochschießende Blut zwang ihn, die Augen halb zu schließen, während er dachte: also muß eine Lücke sein, durch die man vielleicht auch sehen kann. Heimlich band er das Steuer mit seinem Leibriemen fest. Der Schiffer sah nach der Wolke, die langsam größer und dunkler wurde. Eine Schwüle, die mit der Wolke zunahm, ließ der Brust kaum noch Raum, sich zu heben. Der Knecht, auf den Zehen, schlängelte sich am Schiffsrand vorbei, zu den Fässern hin.

Aber der Schiffer, obwohl er die Kräfte übersehen hatte und obwohl er mit einem seltsam und unheimlich entsetzten Ausdruck zu der Wolke hochsah, hörte die leisen Schritte des Knechtes. Er drehte unmerklich den Kopf nach dem Steuer hin, sah das Steuer leer, bückte sich, nahm, ohne zu bedenken, ein Beil von der Erde auf. Als der Knecht

am ganzen Leib so zitternd, als ob er von einer Faust geschüttelt würde, die Lücke erreicht hatte, einen braunen Arm sah, im Wahnsinn die Fässer auseinanderrücken wollte, war der Schiffer mit einem Sprung hinter ihm, hob das Beil zum Schlag.

Da schrie das Weib im Kreis drinnen auf. Nicht der Männer wegen, von denen sie nichts wußte. Über den Kisten erschienen ihre Hände, die zu der Wolke hochgestreckt standen. Beide Männer sahen hinauf und erblickten in der Wolke ein riesenhaft glühendes Gesicht. Das Gesicht eines Mannes. Mit Stirn, Augen und langem, zerrissenem Bart. Das Gesicht sah aus brennenden Blicken zu dem Mädchen hinunter, die, um die Haut vor dem Feuer dieser Blicke zu schützen, ihre Hände schnell und schreiend hier und dorthin breitete. Während der Schiffer erstarrt sein winziges Beil hochhielt, der Knecht an das Holz geklammert stand, griff ein ungeheurer Arm mit einer Faust aus der Wolke herab, auf das Schiff hinunter. Riesige, nasse Finger tasteten wie die Beine einer ungeheuren Spinne über den Leib des Mädchens, fühlten seine Formen nach, griffen in das schwarze Haar, durchzittert von Verlangen, aber ohne Schmerzen zu bereiten, sanft wie die Finger einer Mutter. Dann, als ob es ein-

facher wäre, das ganze Schiff anzupacken statt des winzigen Mägdleins, hob die Faust das ganze Schiff in die Höhe zu sich auf.

Aber zugleich mit ein paar Fässern glitt die Bütte, in der das Mädchen saß, schnell von dem schrägen Schiff ins Wasser. Die Leute, die am Ufer vor Schrecken stillstanden, sahen, wie die Bütte und das Mädchen, immer um sich selbst gedreht, auf dem Wasser schwammen und wie das nackte Mädchen die erschrockenen Arme immer noch von sich hielt.

Noch eine Sekunde war auch das Gesicht in der Wolke zu sehen, von Wut und Scham verzerrt, bis es im Gewoge unkennlich ward. Das Schiff, klein wie ein Vogel, fiel herunter. Seine Trümmer färbten in der Ferne als Staub einen senkrechten Streifen des Himmels braun.



# Die drei Pfeile



Bei Männer entkleideten den jungen Sebastian, der die heiteren Götter der Väter beschimpft und einen neuen finsternen Gott ausgerufen hatte, vor dem alle Menschen mit einem Male als Sünder dastanden. Sie banden den Jüngling über den Knien und den hinterrücks gefreuzten Handknöcheln an eine Birke. Die Haut des Jünglings war, da er lange in einem Mauerloch gefangen gelegen hatte, weißer als die Rinde des Baumes. Wie sein matt-schwarzes Haar in der Zeit der Gefangenschaft lang gewachsen war, daß es ihm wie einem Mädchen über die Schultern fiel, so zeigte er die Zartheit seines Wesens auch durch zwei ein wenig geschwollte Brüste an. Darüber aber waren seine Schultern breit und eifig und der Hals hart und sehnig, schon den Mann vordeutend.

Alle Männer des Dorfes stellten sich dreißig Schritt von dem Jüngling mit ihren Bögen und Pfeilen auf, in den Augen die höhnische Ruhe des Triumphs, während der Jüngling die Augen mit breitflächigen Lidern bedeckt hielt, als ob er schließe oder einem fernen Gesang zuhöre oder auf ein Wunder seines Christenhimmels warte. Die Frauen und Kinder, mit farbigen Tüchern wie zu einem Fest geschmückt, standen, zwei Ketten von Blumen

ähnlich, in zwei Reihen von den Schüken bis zu dem Jüngling hinunter, je näher dem Jüngling, je dichter, aber doch immer so weit von ihm, daß kein unsicherer Pfeil sie treffen konnte. Wagte sich eins aus der Reihe ein wenig vor, so trieb ein harter Zuruf der Männer es schnell zurück.

Ohne auf diese Zurufe zu achten, trat ein Mädchen, das jetzt erst vom Dorf die Wiese heraufkam, zu dem Jüngling hin und behang sein Haar mit hellroten Ölbaumblüten. Da es kein Mädchen aus einer wohlhabenden Familie war, sondern eins aus den letzten armen Häusern des Dorfes, das tagsüber im Schatten eines Bildes der Venus saß und mit eiligen Fingern Spiken fertigte, lief ein Mann herbei, fasste sie rauh an der Schulter an, um sie fortzustoßen: hier sei keine Gelegenheit zu Scherz. Mit einem Lächeln, als ob sie dennoch einen Scherz unternehmen wolle, sagte sie: Wenn sie bei dem Jüngling bliebe und ihre Arme um ihn geschlagen halte, so könnten sie alle ihre Pfeile nicht abschießen. Der Mann rief ihre Worte zu den übrigen Männern hinauf. Ein böses Schreien kam als Antwort hinunter. Der Vater des Mädchens lief selber herbei, um die Tochter zu entfernen. Aber sie war stärker als er und ließ sich

nicht wegziehen. Als er sie schlug, hing sie sich mit einem eigensinnigen Schrei an den Jüngling an.

Ein Lachen aller Frauen ratterte los wie Dreschflegelschläge: Die Jungfer sei verliebt, sie habe ja noch keinen Mann nacht gesehen. Den Männern aber standen vor Wut, daß sie so durch ein halbes Kind aufgehalten wurden, die Köpfe in Feuer. Unter Drohungen, auch gegen den Vater des Mädchens, der sein Kind nicht besser erzogen hatte, rissen sie das Mädchen fort, während der Jüngling bei dem allen immer die Augen geschlossen hielt und nur durch ein Zucken in den Augendeckeln zeigte, daß er lebte.

Einige der Männer hatten inzwischen untereinander einen Plan beraten und versteckten nun ein Lachen unter einer gleichmütigen Miene. Als das Mädchen, der Sicherheit wegen von zweien gehalten, zu der Schar der Männer gebracht wurde, riefen jene laut: Die verliebte Jungfer müsse den ersten Schuß tun.

Das Mädchen schrak auf, als ob sie bisher in einem Traume gehandelt habe und jetzt erst erwacht sei. Sie schaute um, hörte das Lachen der Frauen, färbte sich über das ganze Gesicht rot,

richtete sich auf, warf den Kopf hoch, stellte sich, Übung verratend, mit breiten Füßen auf, aus einem Kind unvermutet zu einer Jungfrau geworden, zielte auf den Hals des Jünglings und schoß ohne Zögern ab.

Alle waren verstummt und sahen nach dem Jüngling hin, um zu erkennen, wo der Pfeil traf. Aber der Pfeil kam nicht an, schien irgendwo vorbeigeslogen zu sein. Als sich alle nach dem Mädchen umdrehten, ungewiß, ob dies Absicht oder Ungeschick sei, zeigte sich der Pfeil in der Mitte zwischen Schützin und Ziel silbern in die blaue Luft gehängt. Alle standen erschrockt. Einige gingen hin, rührten den Pfeil an, ängstlich, als ob er die Finger verbrennen könne: sie mußten ihn aus der Luft, als ob er in ein Stück Eis eingefroren sei, mit Gewalt und Geräusch losbrechen.

Das Mädchen nahm ruhig einen zweiten Pfeil, zielte lange und fest und schoß zum zweiten Male: In der Mitte des Weges verwandelte sich der Pfeil in eine weiße Taube, die sich auf den Hals des Jünglings setzte und die Stelle, auf die das Mädchen gezielt hatte, mit Schnabel und Flügeln liebkoste.

Alles schrie zu dem Mädchen hin, weniger außer-

sich über das Wunder, da ja alle wußten, daß diese Christen zaubern konnten, als darüber, daß sich so offenbar das Gefühl der Jungfrau verriet: in ihr war Liebe.

Während Frauen und Kinder sich nach Steinen bückten, ward das Mädchen, in einem blizhell erleuchteten Augenblick, sich selber bewußt, daß in Wahrheit Liebe zu diesem armen Jüngling in ihr war. Sie wollte aufzöhnen, den Bogen fortwerfen, zu ihm hinuntereilen. Ihre Hand senkte sich schon in Demut. Aber ein seltsam herber Stolz in ihr blieb stärker. Errötend, als ob sie wieder das Lachen der Frauen höre, griff sie schnell zum dritten Pfeil. Sie zielte, da der Jüngling unvermutet die Augen aufstät, mitten in eins dieser Augen hinein und schoß zum drittenmal ab.

Aber der Pfeil wandte sich in der Mitte des Weges um und traf die Schükin, nun erst in Wahrheit eine Verräterin, selber ins Herz. Es war, als ob der Pfeil auf seinem umgedrehten Fluge einen hesssingenden Laut von sich gegeben habe.



Weigand



In halber Höhe des Rheintals glänzt ein Steinbruch. Als hier eines Tages die Arbeiter einen Felsen einsprengten, wand sich zu ihrer Verwunderung etwas Lebendiges von dem bloßgelegten Gestein los und saß schon da als ein halb nackter, halb sessumhangener Mann mit riesenhaften Schultern und wildeckigem Blöndbart. Der Mann, aus seinem seltsamen Grab so rasch ans Licht gekommen, bog den Kopf in den Nacken, sah zum Himmel auf, strich sich mit den Händen über die Augen, erhob sich, nicht anders als ein Berg auf dem Berg aufwachsend, dehnte die Knie und ging, lief, sprang ins Tal hinab. Zu spät riefen ihn die Arbeiter an, weniger aus Schrecken als in einem Staunen vor dem fremden, blauäugigen, schönen und starken Gesicht.

Der Mann, in der Freude des neuen Lebens schon singend, verstummte schnell, als er unten auf die breite Landstraße trat. Er betastete lange den Boden mit Füßen und Händen. Als ein Dampfschiff den Strom hinabzischte, sprang er ihm zornig ins Wasser nach, ohne daß er das enteilende hätte erreichen können. Kaum wieder am Ufer, drehte er den Kopf nach einem heranlärmenden Eisenbahnzug, stieß einen Schrei aus wie einen Kampfruf

und stellte sich mit bockartig vorgebeugter Stirn mitten auf die Schienen — kaum, daß der Zug zum Stehen gebracht werden konnte.

Als man erkannte, daß man es mit einem ganz und gar Tollten zu tun hatte, suchte man auf alle Weise an ihn heranzukommen. Aber der, der vor einem roßlenden Eisenbahnzug keine Furcht zeigte, scheute vor jedem Menschlein, das auf ihn zukam, bis nur noch die Regung des Weidengebüschs zur Seite der Straße zeigte, wo er sich aufhielt. Drei Männer, die ihn anschlichen, warf er mit einem kurzen Heben des Armes zur Erde. Als zwanzig Männer ihn von allen Seiten zu umstellen anfingen, sprang er zum zweitenmal in den Strom und schwamm an das andere Ufer. Hier geriet er bald in die Straßen einer Stadt. Umsonst suchte er vor dem Zusammenlauf aller immer schmälere Seitengassen auf, indem er manchmal stehenblieb und immer verwunderter um sich sah, manchmal taumelte und endlich lief wie ein gehetzter Hirsch, bis er im Dunkel eines Hausflurs hinbrach, hilflos auf der Treppe saß und wie ein Kind zu weinen anfing. Dabei gab er in einer fremden Sprache Laute von sich.

Man gab ihm Hemd, Hose, Rock und Schuhe.

Gutmütig und verwirrt nahm er alles, wußte aber nichts damit zu beginnen. Mit seinen scheuen, beschämten, erstaunten, königlichen Augen sah er alle an, die ihn umdrängten, ward aber bald heftig und rief laut und befehlerisch in seiner fremden Sprache.

Bis in der Tat jemand aus der Menschenmenge ihm in der gleichen Sprache antwortete, worauf der nackte Mann auff sprang, die Arme vor sich warf und den Vortretenden — einen kleinen Mann mit goldener Brille — laut schreiend an seine haarige Brust zog. Es sah lächerlich aus, wie er sich dazu tief hinabbücken mußte.

Da der kleine Mann mit der Brille ein bekannter Gelehrter der Stadt war, der viele Bücher über lebendige und tote Völker geschrieben hatte, war nun eine Aufklärung zu erwarten. Aber der Gelehrte schob entschlossen und schweigsam die Menschen aus dem Hausflur auf die Straße und sperrte das Tor hinter ihnen zu. Erst in der Nacht ging er neben dem Riesen, ihn an seinem Wolfssfell festhaltend, zu seinem eigenen Hause hin.

Am nächsten Morgen lasen die Einwohner der Stadt, die Bewohner des Reichs, die Menschen der ganzen Erde, daß der so plötzlich Erstandene

ein alter Germanenfürst sei, Weigand genannt, aus dem Stamm der Ubier, der auf der Wolfsjagd von einem Bergbruch verschüttet worden sei. Das stürzende Gestein müsse ihn so zugeschlagen haben, daß er nicht nur unverwundet blieb, sondern auch von der Luft vollkommen abgeschnitten ward, wodurch denn er, seine Haut, sein Blut, sein Fleisch ganz lebensfrisch blieb. Sogar das Wolfssfell, das er mit sich hatte, vermoderte nicht. Diese erstaunlichen Umstände zu untersuchen, schrieb der Gelehrte, müsse er einer andern Wissenschaft überlassen. Er selber nähme es auf sich, den wunderbaren Findling auf ein Jahr in seinem Zimmer zu behalten, um an ihm die kühnsten Forschungen über Sprache und Sitten der Vorzeit anzustellen.

Aber es blieb wenig Zeit zu diesem großen Plan. Seiner Wissenschaft halber ließ der Gelehrte ein Bild von dem Urmenschen abnehmen. Wenige Tage darauf war das Bild in allen Zeitungen zu sehen. Man sah in ein Gesicht von so ungemischter Rasse, so edlem Schnitt, so wildschöner Kraft, daß die Teilnahme der ganzen Welt ins Gewaltige wuchs. Minister und Fürsten führten vor, das Wunder zu sehen. Und wie es denn geschehen mußte: man war weniger begierig darauf, über die ver-

funkene Zeit belehrt zu werden, als zu beobachten, wie die Jetzzeit, auf die man stolz genug war, auf diesen Frühmenschen wirken möchte. So führte man ihn durch die Straßen der Stadt mit ihrem Gewühl der Wagen, führte ihn in Musiksaal und Theater, führte ihn endlich auf den Übungspunkt der Soldaten. War der Urmensch bisher in einem verächtlichen Stolz stumm geblieben und hatte er nur immer wieder, vielleicht in einer leisen Bedrängnis der Furcht, nach Hause zurückverlangt, so begann er, als er die marschierenden Soldaten sah, die ihr Gewehr auf und ab nahmen, ungeheuerlich wie ein Bär zu lachen. Er ergriff sechs reiterlose Pferde zugleich bei den Zügeln, sprang auf alle sechs zugleich, stob mit allen sechsen zugleich über das Feld, ließ alle sechs mit einem einzigen kurzen Zug der Fäuste halten. Dann begehrte er in der alten Verachtung wieder nach Haus.

Kaum saß der Gelehrte wieder in aller Stille neben dem Riesen, fragte und fragte, schrieb und schrieb, da kam eine zweite Störung seiner Pläne. Sie kam von den Frauen. Sie näherten sich erst mit Briefen, dann mit ihrer Person. Der Fürst der Urzeit erhielt hundert und hundert Anträge der schönsten und reichsten Frauen aus allen Ländern

der Erde. Sie ließen hinter seinen edlen Schritten her, sobald er über die Straße ging, einige sammelten sich vor seiner Tür an, sahen zu seinem Fenster hinauf, blieben sogar die Nacht über da stehen.

Der Übier spottete wie über alles andere, so auch über die schmalen Hüften und hohen Schuhe dieser Frauen. Er kehrte sich vom Fenster ab und sank in der Zwiesprache mit dem Forscher, sich selbst vergessend, ganz in die alte Zeit seines Volkes, seiner Freunde zurück. Zur Freude seines Hütters sprach er beglückt, mit einem Strahlen seiner seltsam blauen Augen. Nach einer Reihe von Tagen aber sänftigte sich das Strahlen langsam zu einem Leuchten, wie wenn aus Sternen Beilchen würden. Das Leuchten nahm den still in sich verbrennenden Glanz einer Trauer an. Diese Trauer fiel mehr und mehr von den Augen über das ganze härtige Gesicht hinab, und bald, zum tiefsten Leid des Bebrillten, verstummte unter den Augen der Mund völlig.

Als der Gelehrte sich in einer Nacht besorgt und verzweifelnd über seinen Schüßling beugte, der auf seinem Lager von einem Schmerz umhergeworfen wurde, hörte er, wie der Übier auffschrie im Ver-

langen nach seiner Freundin, die ihm verlobt gewesen war, von der er einmal flüsternd erzählt hatte, wie sie hochgewachsen, blond, blauäugig gewesen, schamvoll, fröhlich, kindlich, frauenhaft anmutig und männerhaft kühn — wie schon damals keine zweite.

Ein neuer Gelehrter fand sich schnell, der die auferstandene Sehnsucht nach dem Weibe für seinen Zweig der Wissenschaft auszuüben wolle: er gedachte das alte edle Blut dem jetzigen deutschen Geschlecht wieder zuzuführen und dadurch eine neue, gereinigte Rasse herauszuzüchten. Er ging mit dem Uebier über die Äcker, sah nach kraftvollen, unverdorbenen blonden Bauernmädchen aus. Es gab ihrer genug, aber wo war eine Fürstin unter ihnen, die stolz und doch zugleich einfältig war wie die Freundin ehemals? Sie schritten von Dorf zu Dorf. Der Uebier blieb stumm, hielt Augen und Kopf weggedreht. Er begehrte immer weiter von den Menschen weggebracht zu werden.

Eines Nachts herbergte sein Führer mit ihm in einem Wirtshaus auf der verlassenen Hochheide. Am Morgen war der Rätselhafte von seinem Lager im Flur verschwunden. Kinder hatten ihn einsam in die Heide hineingehen sehen.

Man suchte umsonst nach ihm. Jahre später sah ihn noch einmal in der Ferne des Horizonts ein Hirt. Mit einem riesenhaften alten Wolf, dem letzten seines Geschlechts, der aus den Ardennen herübergekommen sein mochte, die Hand an den Hals des fellsigen Tieres gelegt, schritt er wie mit einem Hunde brüderlich und traurig über die Heide in den Mittag hinein.

# Der Pfau in der Sonne



Zum Gelächter aller stiezte der Pfau mit geraden Beinen auf dem Schloßhof umher. Nicht nur die Menschen standen und lachten, wenn sie ihn sahen, sondern — es war deutlich zu erkennen — auch die Hühner, Enten, Räthen, Hunde, Pferde, Ochsen machten sich lustig über ihn. Obwohl bei diesen allen vor dem Lachen vorerst der Neid da war, bei den Menschen aber vorerst die Bewunderung. Denn der Pfau trug einen Schweif in so herrlich bunten und seltsamen Farben an den weißen Mauern des Hofes vorbei, daß er, wie in einem plötzlichen Sonnenstrahl, der in der Ferne auf ein Stück Land fällt, unvermutet ein Bild des ganzen Paradieses in jeder Stirn hervorzauberte. Aber weil er einherging, seiner Schönheit so bewußt und mit so hochgestrecktem Kopf über alle sich hinaushebend, wurde jede Bewunderung schnell zum Gelächter. Dabei wäre eher Mitleid angebracht gewesen: denn der Pfau brachte seinem Stolz ein schweres Opfer. Wenn das Futter für alle unter singenden Locklauten über den Hof gestreut wurde, verschmähte er es, sich mit allen darauf zu stürzen, sondern ging erst später hinzu, wenn alle gesättigt waren und der Hof leer lag. So litt er seiner Schönheit wegen das Schlimmste: Hunger, worin ihn denn

auch kein Mensch und kein Tier des Schlosses nachahmte.

Da, eines Tages, kam die neue Herrin auf den Hof. Den zur Stütze hingehaltenen Arm des alten Kastellans verschmähend, sprang sie in blauen Schuhen aus dem Hochzeitswagen, ließ bald Gäste und selbst ihren Gemahl im Stich und ging durch den Hof, um alles zu sehen. Sie streute buttergebackenen Kuchen aus. Während alles Geflügel durcheinander schrie, während von allen Dächern die Tauben herabschwirrten, blieb der Pfau seltsam unbewegt und stumm an der beschatteten Mauer stehen. Bis die wandernden Wolken die Sonne freigaben und seine Farben unvermutet aufleuchteten. Da rettete sich die Herrin aus dem schreienden übrigen Volk, lief mit ihren blauen Schuhen zu dem Pfau hin, stand vor ihm und vermochte vor lauter Bewunderung kein Wort zu sagen. Die Hände halb gehoben, den Mund geöffnet, die Augen ein wenig geschlossen, stand sie da wie in einem Schreck. Bald fand sie Mut näherzutreten, streckte die Hand aus, wagte aber nicht, die bunten Federn zu berühren. Sie rief ihrer Tochter, schickte sie um den kostbarsten aller Kuchen auf der Tafel, zerbrach ihn und streute die Stücke vor den Pfau hin. Der Pfau aber stand

nur immer an seiner Mauer, strahlte und sah die Herrin aus seinen kleinen runden Augen an, die Stecknadelköpfen glichen. Sein Herz schlug so, daß das Klopfen des Blutstroms jedesmal an seinem Hals zu sehen war. Der Gemahl der jungen Frau kam, in seidenem Langrock, so braun wie seine Locken. Er fasste die Gattin mit zartem Vorwurf unter den Arm, um sie zur Hochzeitgesellschaft zurückzuführen. Sie zeigte ihm den Pfau. Er aber führte sie zu den schönen hagern Hunden hin, die an ihren Ketten rissen und nach ihrem Herrn lärmten.

In der Nacht stand die Gräfin heimlich auf, vergewisserte sich noch einmal, daß ihr Mann schlief, warf ein grünes Tuch um die Schultern, aber so, daß ihr langes gelbes Haar darüberhang, und schllich auf den Hof, um den Pfau zu suchen. Er lag im Mondchein gerade auf dem Fleck, wo gestern ihre blauen Schuhe gestanden hatten. Er bewegte sich nicht, sondern sah aus seinen Stecknadelaugen zu der Frau auf. Sie beugte sich auf den Zehen vor und rührte ihn zum erstenmal an. Als er still hielt, strich sie mit der Hand über die Federn, kniete, legte ihren Kopf daran, spürte, wie schnell sein Herz schlug, warf ihr Haar geteilt über ihn, daß die Farben in

Flecken hindurchfunkelten, nahm ihn endlich in ihre Arme, hob ihn auf und trug ihn in ihr Bett hinauf. Der Mann schalt, mußte aber den sonderbaren Gast dulden.

Die nächsten Tage, wenn die Gräfin zum Bad nach dem Parkteich ging, durfte nicht ihr Mann, nicht ihre Tochter sie begleiten. Nur dem Pfau legte sie eine dünne goldene Kette um den Hals, hielt deren anderes Ende in der Hand und führte ihn so durch Sonne und Schatten zum Wasser hin, sah zu ihm hinunter und sprach mit ihm. Er schritt so stolz, daß selbst die Waldvögel, die sich sonst nie um ihn gekümmert hatten, schreiend spotteten. Die Gräfin legte ihre Kleider ins Gras und schritt nackt über die Marmortreppe in die blaue Flut. Der Pfau streckte, in der Sonne stehend, den Hals aus, suchte die Herrin zu erreichen, sah dabei plötzlich sein Spiegelbild im Wasser, sah, ebenso wie nach der Herrin, nach diesem Spiegelbild hin.

Am vierten Tage aber kam der Herr unversehens hinzu, nahm keine Rücksicht auf die Nachtheit der jungen Frau, packte sogleich den Vogel, hielt ihn mit einem Arm fest gegen seine Brust und zog ihm, eine nach der anderen, alle die bunten Federn aus, warf die Federn der Frau ins Wasser hin, setzte das

nachte weißliche Tier auf die Erde und ging mit einem zufriedenen Lachen davon.

Während die Frau erschreckt nach den farbig im Wasser sich drehenden Federn griff, schoß der Pfau mit einem wilden Schrei der Scham ins Gebüsch und kam auf keinen Ruf wieder heraus. Die Herrin warf das Kleid um, brach in das Gebüsch ein, spähte, horchte, rief, rief. Manchmal vernahm sie ein Geräusch der Zweige, eilte hin, fand aber nichts. Der Pfau, seiner Schönheit beraubt, floh vor ihr.

Viele Mägde und Knechte suchten mit der Herrin — nicht aus Mitleid und Verlangen, sondern des Lachens wegen. Nach einer Stunde zeigte ein Geschrei aller Menschen und Tiere des Hofes an, daß der Pfau gefunden war. Mitten in einem Kreis von Lärmenden und Lachenden hockte die jämmerliche und schamvolle Gestalt des Vogels und suchte vergebens nach einem Weg durch die lebendige Mauer, die sich überall schnell schloß, wo er durchwollte. Endlich ward der rasche Schritt der blauen Schuhe auf dem Gartenkies hörbar. Alle verstummen in Spannung und um die Kraft zu einem letzten Gelächter zu sammeln. Der Pfau machte sich ganz klein, zog die Füße an den Leib, als wolle er sich der Erde gleichmachen. Er versteckte den Kopf ganz

in die Brust. Merkwürdig rollende Töne kamen aus seiner zusammengedrückten Kehle. Plötzlich, als schon der Kreis sich öffnete, um der nahenden Herrin Platz zu machen, hob der Pfau den Kopf, horchte. Unter dem Grün der Hängeweiden brannte schon das lilafarbene Kleid. Da duckte sich der Pfau, reckte sich dann ebenso schnell, stand auf den gestreckten Beinen, faltete die Flügel, und, unter dem tollen Gelächter aller, da ihm ja die Flügel beschnitten waren und da er noch nie höher als auf einen Zaun oder ein Brunnendach sich zu schwingen vermocht hatte, flog er, flog in seiner Scham wirklich, fand in der Furcht seiner Scham wider alle Natur die Kraft der Flügel, hob den ungefügten Leib immer höher, durch das Gezweig der Bäume hindurch, über die Bäume weg, schnell und immer kleiner werdend, bis er, nicht größer als eine Schwalbe mehr, im weiten Blau für immer verschwand.

Die Frau stand und sah ihm nach, den Kopf in den Nacken zurückgelegt. Dann schlug sie einige lachende Mägde mit der offenen Hand ins Gesicht, lief dann in den tieffsten Garten, lehnte sich an einen Marmorgott und verbarg das Gesicht in den bunten Federn des Vogels, die sie noch mit sich trug.

Bald drangen die Perlen weniger Tränen hindurch, die die Farben der Federn spiegelten und dadurch zu vielen kleinen, blikgenden Kugeln wurden.



# Das Freudenmädchen von Antwerpen



**D**as sinnliche und verschwenderische Antwerpen hatte den Kaiser Karl den Fünften zu Gast geladen. Das Üppigste wurde gewagt, ein Traum wirklich gemacht, ein Stück Himmel auf die Erde hinuntergezogen: tausend Freudenmädchen, jung, voll, mit weißen Zähnen, beweglich und froh wie die drängenden flämischen Rosse, wurden bestimmt, Karl am Tor zu empfangen und nacht durch die Mittagsonne vor seinem Pferd herzugehen.

In einem engen Zimmer standen elf der Mädchen vor einem Spiegel, drängten eine die andere fort, kämmten sich die Haare, die so gelb waren wie das Korn der flämischen Äcker. Während sie wie Vögel durcheinanderlärmtten, saß in einer Ecke ein zwölftes Mädchen, hatte den Kopf auf die Fäuste gelegt, rührte sich nicht, sprach nicht. Sie war zart und dünn, hatte nur kleine Brüste. Darum mußte sie zu Hause bleiben, im Leeren und Dunklen. Denn Karl liebte nur die Vollsen.

Die elf stellten die Füße auf Stühle, rieben die Nägel blank. Sie sprühten den Leib mit wohlriechendem Wasser an, trugen rote Farbe auf die Lippen, daß sie leuchteten wie gebissen. Eine Stadt des Südens schien im Nebel des Nordens erwachsen. Eine der elsen lachte: ihr Mund war so rot, daß er

ohne Farbe farbiger als die gefärbten Lippen der andern war. Eine hatte so langes Haar, daß sie mit den Füßen darein trat und fiel. Eine hielt die Arme nach oben, daß das überschüssige Blut daraus laufe — als, unter dem Lachen der andern, die Arme rot blieben, rieb sie Kreide darauf. Alle rieben dann den weißen Leib mit noch weißerer Kreide ein. Die Lust ward immer größer. Die Vögel in ihren Käfigen sangen angestacht. Die Sonne warf goldene Fenster auf die Erde, jede der Mädchen, die flüchtig durch das Gold eilte, leuchtete auf. Alle elf fingen zu singen an. Unterdes ließen zwei alte Frauen, an Tisch und Stühle stoßend, geschäftig als ginge es ums Kuppeln, trugen rote, blaue, grüne Sandalen herum.

Das zwölftste Mädchen aber saß in ihrer Ecke, bewegte sich nicht, sah abseits. Die andern riefen ihr zu: „Geh ans Fenster, sieh, ob die Sonne bleibt!“ Aber sie bewegte sich nicht, gab keine Antwort. Ein Ratsherr kam, gekleidet als ob er der Kaiser selber wäre — ein Mann in der Jugend noch, der manchmal wohl zu seiner Freude hier war, heute aber in Amtsgeschäften kam. Er sah alle an. „Was ist mit dieser?“ fragte er. „Sie ist zu hager. Karl will nur volle.“ „Zieh dich aus, Kleine, zeige dich“,

befahl er. Sie zeigte sich, von Hoffnung aufstrahlend. Die andern lachten. Der Ratsherr lachte mit: „Trink Bier, mässt dich! Ein anderes Mal, wenn Karl wiederkommt, darfst du vielleicht mit.“ „Wann ist das?“ fragte sie. „In zwanzig Jahren.“ Alle lachten, eine küßte sie, der Ratsherr strich ihr mit seinen Ringen übers Haar.

Fanfarenschollen. Töne, so hell und blikend, als ob sie aus gelbem Metall wären wie die Hörner selber. Alle elf nackten Mädchen ließen, die Brüste mit den Händen festhaltend, durcheinander. Die alten Frauen hingen allen rote, blaue, grüne Tücher um, stießen die Türe auf und ließen alle die Treppe hinunter: man hörte nur Trappeln und singen. In allen Straßen, von links und rechts, schritten Züge nackter Mädchen heran, denen allen die gelben Haare über die farbigen Tücher hingen, während unter den Tüchern die weißen Glieder besonnt aufleuchteten. Am Tor reihte sich der Zug, von breiten, fest im Gewühl stehenden Soldaten ins Schmale gedrängt. Fanfarens, Staub — der Kaiser war nah, Tauben wirrten auf, die Glocken läuteten, alle Mädchen warfen die Tücher ab, standen nackt, hoben silberne Schalen mit Blumen hoch, sangen, und ihre Haare flatterten licht im Wind.

Die eine zu Haus saß immer noch unbewegt in ihrer Ecke. Als aber auch die alten Frauen fort waren, um Kaiser und Zug zu sehen, nahm sie ein Bild Karls vom Tisch, sah es sich an. Sie stand auf, atmete schnell, horchte auf die Treppe hinaus, plötzlich warf sie die Kleider ab, stand vor dem Spiegel wie vorher die andern, machte ihre Nägel blank, sah ihren Leib im Spiegel an, drehte sich, um sich von hinten zu sehen, wieder und wieder, hob die jungen Brüste mit den Händen auf, um sie schwollen zu machen, nahm plötzlich ein Tuch und lief die Treppe hinunter durch die Gassen, drängte durch das Volk, durch die nackten Mädchen vorn, schmal, hager, aber in ihrem Verlangen stärker als die vollen und breiten.

Der Kaiser war da, der Zaum des Pferdes blitzte, das Pferd wieherte. Die Kleine hatte keinen silbernen Teller, stand mit leeren Händen da, wollte beschämt die Stirn senken. Aber ehe die Knechte wehren konnten — griff sie mit beiden Händen nach dem Zügel des Pferdes, sah zum Kaiser auf, strahlte, führte das Pferd vorwärts, nebenher gehend, leichtschrittig, immer zum Kaiser aufsehend, immer das Pferd in der Mitte der Straße haltend. Da: ohne daß sie es selber sah, schwelsten ihre Brüste

an, standen, zwei Kugeln, aufrecht, mit dem Schrift  
der vorgesetzten Beine erzitternd, schwelsten, als  
wollten sie brechen. Die Schultern, die sonst zu  
schwach gewesen wären, sie zu tragen, schwelsten  
mit. Die Hüften, die die ganze Last tragen mußten,  
rundeten sich, so schnell, daß man es mit den Augen  
verfolgen konnte. Alle staunten die plötzliche  
Blüte an. Karl sah vom Pferd herunter, zeigte  
lachend die weißen Zähne im schwarzen Bart und  
errötete, ein Knabe.

Am Abend hielten drei Reiter vor dem Haus,  
die ein leeres Pferd mitführten. Einer kam die  
Treppe heraus — ein Bote des Kaisers. Er sah  
alle Mädchen an und sagte: „Den goldenen Ring  
der, die des Kaisers Pferd am Zügel führte.“ Er  
gab den Ring und flüsterte noch: „Ihr sollt bei  
ihm sein, sein Bett mit ihm teilen. Der Kaiser  
bittet.“

Die elf weinten. Die alten Frauen kämmten,  
salbten, besprühten die zwölft. Die zwölft ging,  
verzaubert, mit blauer Seide umworfen, stieg unten  
auf das leere Pferd, die Augen geschlossen, am  
Sattel sich festhaltend, die schweren Brüste vom  
schnellen Atem bewegt.



Mona Lisa



**G**in junger rheinischer Graf aus Emigranten-geschlecht, den die eingeborene Liebe des Bluts noch manchmal nach Frankreich trieb, sollte in Paris die verlorene Mona Lisa gesehen haben. Ich ließ mir erzählen, wie das geschah.

Der Graf ging die schmutzigen Treppen eines Hauses des Montmartre hinauf. Oben wohnten in einem Zimmer drei Freunde von ihm, ein Dichter, ein Maler, ein Musiker. Erst nach vielem Klopfen und erst, nachdem er mehreren mal seinen Namen gerufen, ward ihm aufgetan. Dann, ohne jede Vorbereitung, noch das Gewitter der Autos im Ohr, den Brand der elektrischen Lichter noch in den Augen, stand er vor einer jungen Frau, die auf einem zierlich vergoldeten, wenn auch verschlissenen Kokosofa saß und in beschriebenen Blättern, Bildern und Noten kramte. Ohne sich vorzustellen, ohne einen der Freunde zu begrüßen, an denen ihm gleichwohl undeutlich eine sonderbare Veränderung auffiel, mußte er nur stehen und die junge Frau anstarren.

„Leg ab! Geck dich!“ rief man ihm zu.

„Welche Ähnlichkeit!“ hörte er sich selbst wie in irgendeiner Ferne flüstern.

„Mit wem?“

„Mis der verlorenen Mona.“

Er hörte ganz nahe ein Lachen.

„Ähnlichkeit? Sie ist es selbst!“

Merkwürdig genug nahm er diesen Ruf keinen Augenblick als Scherz. Sondern, da auch zugleich die junge Frau ihr Gesicht von ihrem Papierkram aufhob und ihn ansah, kamen ihm vielmehr Autos, Lichter und Treppe draußen wie ein Märchen vor, das Märchen dieses Zimmers aber — mit den verrauchten Gardinen, den zusammen geschacherten, halbzerbrochenen Möbeln, den drei Gestalten der Freunde und der fremden Frau mitten darunter, die Mona Lisa war — als die selbstverständliche Wirklichkeit. Er legte Hut und Mantel ab, setzte sich in eine dunkle Ecke des Zimmers, in einen Holzstuhl, der bei irgendeinem Negervolk im innersten Afrika geschnitten sein mochte, und sah nur immer die Mona an, ihre Brauen, die Flügel ihrer Nase, das seltsame Lächeln ihres Mundes. Man gab ihm eine kurze Pfeife, und er begann zu rauchen, als ob er jeden Abend hier säße und Mona Lisa ansähe. Er sah die athletische Gestalt des Malers, den kleinen schmalen Musiker, den schnellbeweglichen Dichter wie Schatten sitzen und gehen und rauchen. Der Dichter rührte hin und wieder

die Saiten einer Laute an. Der Maler tat jähre, versartige Ausrufe, als ob er auf dem Theater wäre, der Musiker zeichnete mit den bunten Kreiden des Malers verzauberte Bäume und Wolken, ohne Scheu vor dem Hausbesitzer, auf die Tapete. Dem Grafen war, als ob die Beine seines Stuhls in der Luft schwebten. Er geriet in Versuchung, sich an den Wänden der Ecke festzuhalten, um nicht in die Tiefe des Weltraumes hinabzustürzen. Sein Herz schlug ruhig, aber er fühlte, daß es jeden Augenblick stillstehen, das empfangene Blut nicht weiterstoßen werde. Seine Augen brannten wie feurige Kohlenstücke in ihren Höhlen.

Mona Lisa ordnete ohne Eile ihre Papiere in drei Teile, legte rechts die geschriebenen Verse, in die Mitte die Bilder, links die Noten. Sie ließ die schwarzen Augeln ihrer Augen schnell noch einmal über alle Blätter der drei Teile hinlaufen, errötete in Freude bei dem einen und anderen Blatt, verteilte dann, wieder eilos und genau, mit einer dunklen Stimme, die das Blut in dem Grafen hell aufrauschen machte, und in einem halben Französisch, halben Italienisch ihr Lob an die drei Freunde. Die standen, fern von dem Sofa, wie gleichgültig, aber mit vorgeschrückten Köpfen und angehaltenem

Atem. Der Maler empfing (nachdem sie bei den Blättern des Dichters gezögert hatte und die Blätter des Musikers noch einmal aufnahm, um sie wieder fortzulegen) endlich das höchste Lob. Der Graf sah ihn, wortlos vor Glück, knien, die Stirn in den Schoß der Frau graben, während sie die gebreiteten Hände auf sein Haar legte, so leise, als ob es sich nicht um den stierähnlichen Schädel dieses Riesen handle, sondern um etwas ganz Zerbrechliches. Der Dichter und der Musiker aber zeigten plötzlich traurige Gesichter, ohne daß jedoch Unmut oder Neid hineingemischt war. Sie rückten ihre Stühle zu dem Grafen hin, besorgt, kein Geräusch zu machen, kehrten sich ihm mit den Gesichtern zu und erzählten leise.

Zwei lange Jahre hindurch waren sie fast täglich in den Louvre gegangen, um schließlich immer wieder vor dem Bild der Mona Lisa still zu stehen, in einer Andacht, die allmählich zu Inbrunst und bald fast zu einer Art unirdischen Verlangens ward. Eines Tages behauptete der Musiker, das undeutbare Lächeln nehme zu, der Mund sei vor einem halben Jahre, vor vierzehn Tagen, noch gestern nicht so breit gezogen gewesen. Sie verglichen zu Hause Abbilder und fanden die Behauptung be-

stätigt. Da sie Träumer waren, neigten sie ohnehin dazu, das Unglaubliche eher für wahr zu halten als das Natürliche. Ihr Leben war von diesem Tag an verzaubert. Sie trennten sich von dem Bild nur noch in den Stunden, da die Galerie geschlossen wurde — erst von den Wächtern beargwöhnt, bald aber, da sie nur gutmütige Narren schienen, in Frieden gelassen. Endlich geschah es, daß sich der Mund der Mona sichtbar bewegte, und ehe die drei — nacheinander greifend, um einen Halt zu haben — zu sich kommen konnten, knisterte die Leinwand des Bildes, als brenne sie, der Rahmen frachte ein wenig, und die gemalte Frau trat aus dem Rahmen heraus, mit seltsam steifen Schritten, die das Gehen erst noch lernen mußten. Sie lächelte noch breiter, hob bittend die Hände zum Mund, ließ die Hände wieder sinken, plötzlich kraftlos und erbleichend, als ob die Luft der wirklichen Welt nicht atembar für ihre Brust sei. Die drei Freunde fingen den noch kühlen Körper auf. Der Maler warf ihr seinen weiten Mantel um. Sie erwärmt sich schnell, bekam wieder Farbe. Sie brachten sie, ohne daß sie unter dem Mantel erkannt wurde, ins Freie.

• Die drei Freunde, die nie viel in dieser Welt

gelebt hatten, hörten von diesem Tag ein ewiges Glockenläuten in sich, als ob alle Kirchtürme von Paris in ihrem Zimmer aufgestellt wären. Es kam vor, daß einer von ihnen an einem schwarzen Regentag die Sonne, die ihm allzu blendend erschien, mit den dichten Fenstervorhängen absperre. Der Musiker sah einmal bunte Blumen auf dem nackten Fußboden aufblühen und rief allen zu, daß sie nicht mit den Schuhen darauf träten. Es gab täglich einen stummen, zähen Kampf, wer von ihnen Suppe und Fleisch in einer nahen Garküche holen sollte. Es schien keinem möglich, so lange von dem Wunder fern zu sein. Die Rätselfrau aber saß auf ihrem zerrissenen, vergoldeten Sofa, flocht ihr Haar, band Sträuße aus verwelkten Blumen, sang unbekannte alte Lieder, ohne doch sonst von den vergangenen Zeiten zu erzählen. Sie hörte nur immer zu, was die Freunde ihr erzählten von den Märchen des großen Paris mit seinen immer bewegten Straßen. Sie war aber nie dazu zu bringen, aus den Fenstern hinunter zu sehen. Sie begehrte von der Welt nicht mehr als dieses Zimmer, in das sie — einmal zu Leben gekommen — voll Widerwillen gegen das unablässige Anstarren gleichgültiger Reisender geflüchtet war. Zu Leben ge-

kommen — wodurch? Durch die Strahlung der drei heißen Augenpaare, die unter den vielen kalten sie wie Sonnen anbrannten? Sie wußte es nicht und sprach nicht darüber. Sie verbarg sich im Schrank, wenn unabsehbarer Besuch kam, ein Gläubiger oder der Hausmeister. Singend trat sie aus dem Schrank wieder heraus, wie sie sich überhaupt unermüdlich an all den kleinen Lächerlichkeiten des Alltags freute: wenn der Maler heimlich glänzend gewordene Stellen seines blauen Rockes mit Farbe anstrich; wenn der Musiker, im Zimmer umhergehend und seinen Tönen nachtappend, Teller und Tassen anstieß und zerbrach; wenn der Dichter, der nicht immer Papier da hatte, seine Verse auf ein Hemd, das er aus der Schublade nahm, oder auf den umgedrehten Tisch schrieb. Alle drei Freunde malten, besangen, bedichteten nur noch die Frau. Als sie einmal dem Dichter für ein paar anmutige Verse gewährte, daß er ihr am Abend die Schuhe ausziehen durfte, begann der kleine Kampf unter den dreien verbissen zu werden. Bis sie einmal mit aufgehobenen Fäusten und aufgerissenen Augen aufeinander zugingen. Da schrie die Frau auf, lief zwischen die Männer und küßte einen jeden. Von nun an schenkte sie

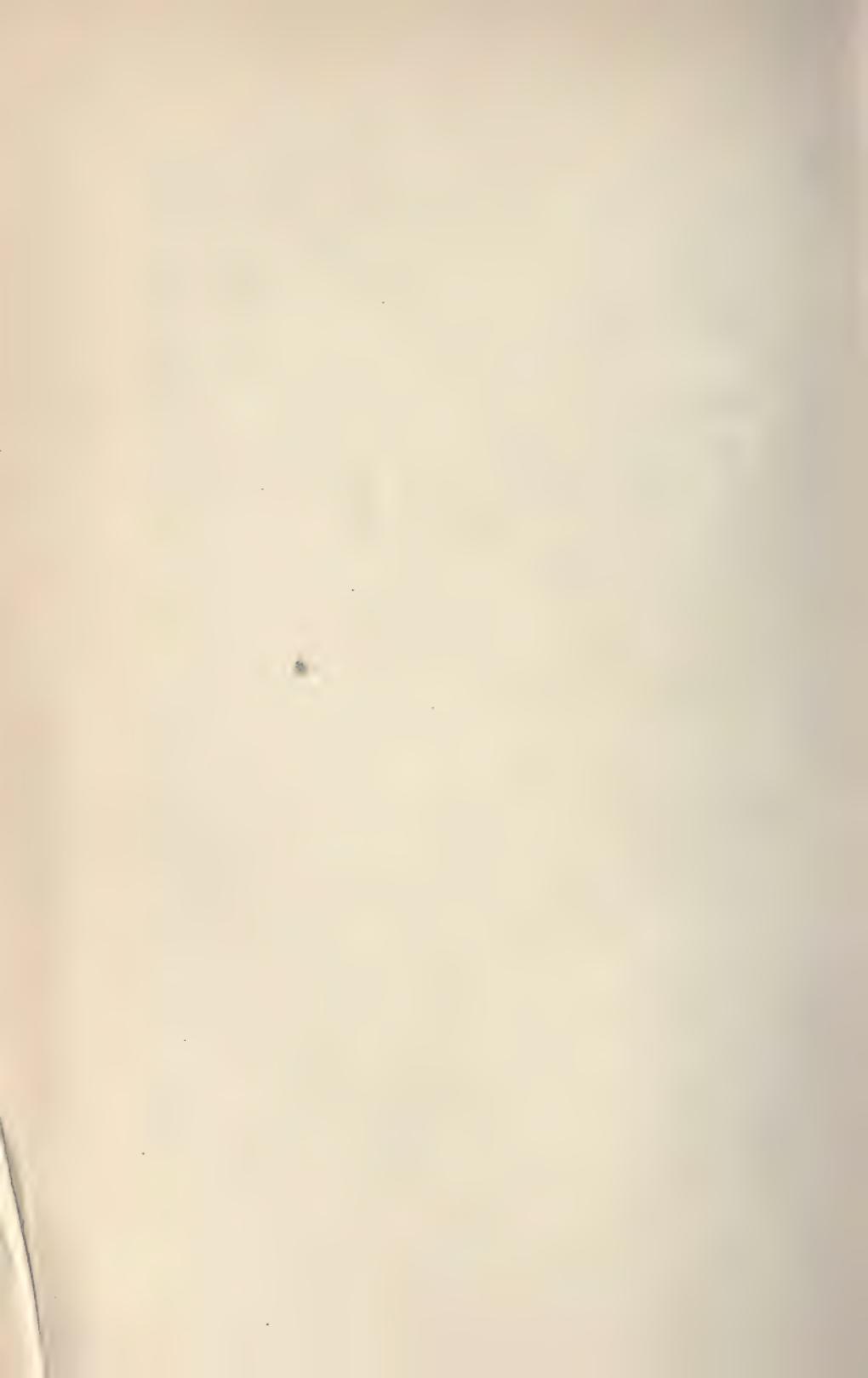
Liebe immer dem, der durch Farben, Noten, Verse  
an einem Tag ihr die größte Freude mache.

Während der Graf zuhörte oder vielmehr nach den kleinen Geräuschen hinhörte, die von der Frau herkamen, wenn ihr Haar an der Lehne des Sofas vorbeistrich, wenn sie die Füße auf dem Boden anders stellte, wenn sie atmete — sah er zu seinem Schrecken etwas, das er bisher noch nicht bemerkt hatte, und das nun, da der Musiker die Lampe, die zwischen ihnen in der Ecke stand, höher schraubte, plötzlich sichtbar wurde: seine Freunde, die wie er selber kaum dreißig zählten, waren im Gesicht verrunzelt und auf dem Haupt weißhaarig geworden. Es war offenbar, daß die nicht menschliche Seligkeit ihres Lebens ihnen die Jugend aufzehrte. Während der Graf nach ihnen griff, als hätte er sie noch retten können, singen auch in ihm diese herrlichen, entsetzlichen Glocken zu läuten an. Die kleine Lampe ward zu einer Sonne, die seine Augen und seinen ganzen Kopf in ihrem Licht versengte, bis er in Läuten und Glanz verging. Er erwachte erst auf der Straße, als er, taumelnd wie ein Trunkener, zwischen Autos und elektrischen Wagen, von den Schimpfworten der Kutscher umschrien, dahersloß.

Trotzdem trieb ihn die verbrennende Gewalt der

Liebe jeden Tag, das Zimmer der Freunde wieder zu betreten. Jedoch sie öffneten ihm nicht. Er wollte warten, bis einer von ihnen erscheinen mußte, um das Mittagessen zu holen. Der Hausmeister wies ihn von der Treppe und rief die Polizei. Endlich zwang sich der Graf, in den ersten Zug, der bereit stand, zu springen, stieg in ein Schiff und bewahrt nun seine Jugend fern von Paris, über dem Meere — gerettet!

Gerettet? Verloren!



# Der letzte Mensch



Die Berge waren längst von den Strömen in die Meere getragen, die Meere ausgefüllt und Land geworden, die ganze Erde eine glatte Kugel, überall in den Horizont gewölbt und von weißem Eis bedeckt. Über dem Eis hing die Sonne gelb aus einem braunen Himmel herunter, die Sterne waren mit der Sonne zugleich zu sehen — das ganze Bild dieses Erdtages glich dem Bild einer Mondnacht in den lang entchwundenen Vorzeiten, da noch Berge gerecht standen, Wälder tönten, Meere brannten, Städte der Menschen an den Strömen schwarzen Rauch ausatmeten.

Der letzte Mensch schliff über das Eis in langen geraden Strichen, in den Knien gebeugt, als hätte er Schneeschuhe unter den Füßen. Er hatte aber nur breite Hornhüse da unten wie ein Pferd. Sein ganzer Leib war mit einem dichten gelben Pelz bedeckt, die Arme lang bis fast zum Boden, die Stirn nieder und schräg nach hinten abgeschnitten — der letzte Mensch war durch die Umstände der Natur wieder zurückentwickelt zu den ersten Menschen der Urzeit. Nur die Schlankheit der Gelenke, die Schmalheit der Hüften zeigte an, daß das schaffende Blut eines früheren Geschlechtes in diesem

Leib noch pulsste. Vor allem aber sah aus diesen großen, ausgebrannten, blauen Augen nicht die ausschauende, erobernde Kraft des Urmenschen sondern nur die müde Traurigkeit des von Jahrtausenden belasteten Erben.

Der letzte Mensch suchte nach Gras. Wo er bisher an einem grünen Platz geweilt und sich eine Höhle in die harte Erde gegraben hatte, war immer wieder das Eis herangerückt gekommen. Ein Haß auf dieses Eis zehrte in ihm, oft stampfte er mit wütenden Hufen darauf, um es zu zertrümmern, und mußte doch immer wieder weiter flüchten und im Hunger nach Gras ausspähen, der schmerzenden Kälte wegen die Arme über der Brust gefreuzt und den Leib ganz an die Schenkel gebüctzt. Hatte er Gras gefunden und sich gesättigt, so stierte er nach der gelben Scheibe der Sonne, sah rings über das Eis, tat hin und wieder einen bessenden Laut in Frost und Weite hinein und hörte, ob nicht irgendwoher der Ruf eines andern Menschen ihm antwortete.

Er hatte längst Eltern, Geschwister und alles, was noch an Mensch und Tier auf den Eissfeldern herumschliff, sterben sehen — flaglos, von dem unentrinnbaren Anhauch des Eises verzehrt. Er war

endlos lange von Haus fort immer der gespen,  
lichtgebenden Scheibe entgegengewandert, Gras  
suchend. Die Nächte lag er zu einer Kugel zusam-  
mengerollt und fühlte dann die Wärme seines  
Blutes so wohlig, daß er leise zu singen anfing.  
Endlich mußte er erkennen, daß er der Letzte von  
allen war. Von da an fürchtete er sich und wagte  
nachts die Augen nicht mehr aufzutun. Nun be-  
wegte er sich schon tagelang über das Eis, ohne  
Gras zu sehen. Der Hunger biß ihn, und er schlug  
mit heftigen Fäusten gegen seine Eingeweide, ward  
dabei immer schwächer.

Auf das letzte Stück Gras endlich, das er fand,  
setzte er sich, und wagte nicht zu essen, in der Ge-  
wissheit, dann keine Nahrung mehr zu haben. Aber  
bald warf er sich über das Gras hin und fraß,  
ohne die Halme wie sonst erst mit den Händen  
abzureißen, gleich mit den breiten, sich schiebenden  
Zähnen vom Boden weg. Während er lag und  
schäumend kaute, rührte hinten schon das heran-  
rückende Eis an seine Füße. Er erschrak nicht, gab  
sich seinem Schicksal hin, saß gekauert, die Arme  
um die Knie, und sah dem Eis zu. Von allen  
Seiten, von den Nachmassen geschoben, selber ein  
Wesen, selber fressend, näherte es sich, langsam,

aber doch so schnell, daß der Mensch immer wieder seine Füße an sich ziehen mußte.

Es war wie ein Spiel, so daß der Mensch sogar einmal, in Selbstvergessenheit, den Mund breit zog und lachte.

Plötzlich schrie er auf, als drehe sich ein glühendes Eisen in ihm um, brannte nach allen Seiten die erlöschende Glut seiner Augen in die Leere, schrie, schrie, streckte die Arme aus nach irgend etwas, warf sich dann über die Erde hin, wühlte sie mit lächerlicher Geschwindigkeit auf, bis sie in dicken Brocken um ihn her lag. Von der Furcht, allein zu sein, von einer letzten Wollust, von einem letzten Schöpfungstrieb gepackt, immer in ungeheurer Hast und bald mit blutenden Fingern, baute er eine Gestalt auf, sich selber ähnlich, die Gestalt einer Frau. Als sie so hoch da stand wie er selbst, schraubte er die Arme darum, wühlte den Kopf daran, schrie nicht mehr, stöhnte nur noch, winselte, flehte, griff an die erdene Brust, daß sich ein Herzschlag röhre, griff an die Arme, daß sie sich um ihn legen sollten. Das Eis packte ihn bei den Füßen. Zum formlosen Gesicht seiner Gestalt hochsehend, die Arme um die unbewegten Hüften geslammert, den Mund

an dem gefrorenen Schöß hängend, sank er hinunter.

Das Eis kroch über ihn weg, nicht lauend, sondern weich und lautlos. Dann schob es sich unter die Gestalt aus Erde, schnitt sie wie mit einer Messerklinge von ihrem Platz los, nahm sie auf sich.

Ein wenig geneigt, stand die Gestalt als das Letzte von Menschheit, und doch wie ein Denkmal der Hoffnung, auf der Endlosigkeit der weißen Kugel und starrte aus den leeren Augenhöhlen in das besternre DUNKEL.



Nachdem der Dichter, erzählend, und die Frau, zuhörend, ein jedes in seinem besonderen Gefühl oft in die Äste hinaufgespäht hatten, um einen Stern zu entdecken, stand unvermutet einer zwischen den Blättern des Baumes, schon strahllos. Dann wurde, als ob das Licht aus der Erde breche, der Stamm ihres Baumes selbst mit seinen Wurzeln unten zu einem gelben Schatten, bis er ganz da stand, mit allem Wipfelsezweig sichtbar, ausgeruht, voll neuer Tagkraft, bunt, mit grünen Blättern und roten Ästen, vom Morgenwind bewegt — ein Wesen, ein Freund, ein Bruder, ebenso vertraut und ebenso rätselvoll jetzt im Licht wie vorher im Schwarz. Der Dichter fasste, in einem unbekümmten Gefühl, die Rinde des Wunderbaums an. Die Frau legte den Kopf zurück und ließ sich ihr Gesicht von den raschelnden Blättern fühlen.

Sie wandten sich zum Gehen, während die Frau zugleich ihr Haar ordnete. Die Augen der Frau waren von der verwachten Nacht und den gehörten Dingen gleicherweise geweitet. Während sie nebeneinander her gingen, manchmal durch Stämme geschieden, dann wieder gerade dadurch zusammengeführt, sprachen sie nicht, sahen sich nicht an. Sie hielten nur Kopf und Ohr ein jedes den Schritten

des andern unmerklich hingeneigt, und jedes sah den Schatten des andern auf dem Moos der Erde an.

Vom Waldende lag — ein weißes Meer, auf dessen tiefem Grund sie standen — der Tag. Mitten im Weiß brannte das rote Schloß in der ersten Sonne.

Als sie vor den Waldrand hinaustraten, kam der Gatte der Frau mit Hunden und Männern über die Äcker, dem Wald zustrebend, in dem die Gattin zu suchen sein mußte.

Der Dichter blieb stehen. Er vermochte nicht, jetzt fremden Menschen zu begegnen. In Scham über die Annäherung der Nacht, die einer Frau galt, die ja doch einem andern gehörte, in Selbstspott und Troß, mit einem harten Auflachen gestand er seine List. Ohne die Frau noch einmal anzusehen, ohne ihr die Hand zu geben, wollte er schnell in den Wald zurückbiegen.

Sie aber hielt ihn an der Hand fest, bis ihr Gatte und die Männer so nahe waren, daß sie Mann und Frau erkennen mußten. Jetzt, für alle sichtbar, näherte sie ihre Augen den Augen des Dichters, sah hinein, näherte ihren Mund dem seinen und küßte ihn, verzeihend. Er hielt sie im Kuß an sich, einen, zwei Augenblicke, während deren er in den Abgrund der

Welt zu stürzen dachte, ging dann in den Wald zurück. Er überließ die Frau dem Gatten, aus ihrem eigenen Wesen heraus dem Wesen des Gatten vertrauend. Sie würde erzählen und er alles verstehen. Und der Dichter schöpfte gerade daraus Trost und Schmerz zugleich.



Weitere Werke von

## Wilhelm Schmidtbonn

Uferleute

Geschichten vom untern Rhein

Raben

Neue Geschichten vom untern Rhein

Der Heilsbringer

Eine Legende von heute

Mutter Landstraße

Das Ende einer Jugend. Schauspiel in drei Aufzügen

Die goldene Tür

Ein rheinisches Kleinstadt drama in drei Akten

Der Graf von Gleichen

Ein Schauspiel

Der Zorn des Achilles

Eine Tragödie

Hilfe! ein Kind ist vom Himmel gefallen

Eine Tragikomödie

Der spielende Gros

Vier Schwänse

Lobgesang des Lebens

Rhapsodien

Der verlorene Sohn

Ein Legendenspiel

## Wilhelm Schmidtbönn / Raben

### Neue Geschichten vom untern Rhein

Hans Frank im Neuen Weg: In dem Finden der außergewöhnlichen, eindrucksvollen Szene beruht Schmidtbönn's Hauptstärke. Fast alle tragenden Situationen sind von einer so sprechenden Einbringlichkeit, dazu mit einer Lebendigkeit erfaßt, daß sie einem nie wieder aus den Augen kommen. Dazu tritt ein Reichtum in der Farbigkeit, eine Lebendigkeit des einzelnen, die zu selten ist, als daß sie nicht mit rückhaltsloser Bewunderung anerkannt werden müßte.

Hamburger Fremdenblatt: Diese elf Novellen sind ausnahmslos in kleiner Form, mit kleinen Mitteln Würfe größten Stils.

Ludwig Schröder in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung: Wilhelm Schmidtbönn ist ein Anreger, dessen Dichtungen alle Saiten unseres Empfindens zum Mittlingen bringen, der den Leser zwingt, mit- und weiterzuschaffen . . . Stücke, die zum Besten unserer neueren Novellendichtung gehören.

Hamburger Korrespondent: Wilhelm Schmidtbönn ist ein Poet, kein Erzähler, der im Realismus stecken bleibt. Der übersinnliche Zug überglänzt manche Szene wie mit einem Licht von Regenbogenfarben: reizvoll anziehend, mystisch lockend, wehmütig ergreifend.

Das Blaubuch: Es sind meist erschütternde Ausschnitte und Stimmungsbilder aus den Tiefen unserer Gesellschaft. In dem „Zurück zur Natur“ berührt Schmidtbönn sich mit Tolstoischen Ideen. Er hat offene germanische Träumeraugen voll Liebe für die ganze Schöpfung: für das Kleinste wie für das Erhabenste. Aber sein Gott-Naturempfinden ist so stark, daß auch ihm sich die soziale Frage zum Gegensatz von Natur und Kultur zuspielt. Am ergreifendsten hat er von der bitteren Kümmernis und der zaghaften, halb schon erdrückten Sehnsucht der „Raben“ gesündet.

## Wilhelm Schmidtbonn / Uferleute Geschichten vom untern Rhein

Rheinisch-Westfälische Zeitung: Hier spricht ein wirklich tief empfindender und doch einfach darstellender Dichter zu uns, der in gleich fesselnder Weise das leidenschaftlich Starke, Impulsive, den großen Moment wie das Alpste, Zarte, Genrehafte und Intime prägnant und charakteristisch zu schildern vermag.

Hamburgischer Korrespondent: Das Packende, Unmittelbare des Ausdrucks, die eminent starke Darstellungskraft.... Es sind nur wenige, die dieser Art entsprechen, die einen Überschuss an Kraft ohne ängstliches Erwählen in sich zu zügeln wissen.

Karl Busse in der Deutschen Monatsschrift: Man will kaum glauben, daß man ein Erstlingswerk vor sich hat. Mit außerordentlicher Plastik tritt eine Gestalt, eine Szene hervor und prägt sich fest ein. Magdeburger Zeitung: Man denkt da oft an die feinfühligsten Skandinavier und ihre Kunst der naturalistischen Seelenmalerei, und dann auch wieder an Maeterlinck und seine Kunst des mystischen Symbolisierens. Wundervoll sind alle Naturschilderungen. Felix Heilbut in der Gegenwart: Schmidtbonn gelangt hier zu einer Ausdrucksweise – in dem, was er sagt und in dem, was er verschweigt – die überwältigend ist. Er zwingt den Leser, das, was ihn zum Schreiben getrieben hat, nachzuempfinden. Und darin liegt seine Größe. Er schildert mit so sehr großer Reinheit und Keuschheit, daß Philistermoral danach nichts mehr bieten kann.

Sascha Simchowiz in der Kultur: Die Schilderung des Eisgangs auf dem Rhein ist von bewunderungswürdiger Anschaulichkeit. Die Novelle ist ein kleines Meisterwerk, gleich ausgezeichnet durch Gegenständlichkeit, durch Tiefe der psychologischen Analyse und nicht zuletzt durch die bedeutsame Symbolik.

## Der Heilsbringer Eine Legende von Heute

Oskar Maurus Fontana im Merker: Wilhelm Schmidbonn gibt selten eine Geschichte. Fast immer ein Bild. Aber man vergisst es nie mehr, wie eingebrannt ist es einem . . . Ober er läßt eine Volksmenge warten, läßt sie dann gehen mit der rollenden Wucht einer Lawine: das vermag er mit einer Kraft zu schildern wie nur noch Zola. Peter Hameyer in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung: Wie die dröhnende Ankündigung einer kommenden Menschheitsstunde hallt es aus Schmidbonns Werk . . . Die Gestalten sind kräftig geschnitten, stark und von einer herben, leutsch verhaltenen, innerlichen Schönheit. Sein Gestaltungsvermögen hat eine stark dramatische Gewalt. Im ganzen: wir haben hier ein zukunftsstärtiges Werk, geboren aus dem tief aufgewühlten Grunde unserer Zeit. Felix Lorenz im Berliner Tageblatt: In tief eindringlicher Schönheit erglänzt die Legende. Die Münchener Neuesten Nachrichten: Szenen von merkwürdiger Wucht und Tiefe lassen das Buch als eine ganz ungewöhnliche Leistung erscheinen.

---

Preis geheftet Mark 3.- / gebunden Mark 4.50

---

## Mutter Landstraße Das Ende einer Jugend

Maximilian Harden in der Zukunft: Sein Gedicht ist oft frisch und herrlich wie die Schöpfung am ersten Tag. Er hat Schillers Mut zur Übertreibung, zum Flug auf Gipfel, die, Hebbel sagt es uns, kein Schleicher erreicht. Seine Menschen leben; ohne rechte Hintergründe und doch so, daß man ihr Werden ahnt, ihr Vergehen klar vor sich sieht . . . Die Hoffnung auf einen Dichter, der deutsch, rein und redlich ist. Ein Lyriker, der das wägende Auge des Architekten hat, die Muskeln und den trockigen Mut, aus echtem Stein einen Dramenbau ohne Schnörkelstück aufzutürmen.

---

Preis geheftet Mark 2.- / gebunden Mark 3.-

## Der verlorene Sohn

Ein Legendenpiel von Wilhelm Schmidbonn

Franz Servaes in der Wiener Neuen Freien Presse: In Schmidbonn steht eine Menschenseele, so lauter, kindlich und stark, wie sie, Gerhart Hauptmann ausgenommen, ganz gewiß heute kein zweiter unter den deutschen Poeten besitzt. Der letzte Alt gehörte zum Schönsten, gehört auch zum Deutschesten, was unsere neuere deutsche Dichtung besitzt. Doch das ganze Stück ist mit Schönheit erfüllt, gerade in seiner wundervoll organischen Durchdringung eines lebendigen und tiefen Deutschtums mit dem ehrwürdigsten, schlichtesten und hellsten Bibelgeist. Man darf etwa an Rembrandt denken, dessen Bild vom verlorenen Sohn mit der Gewalt seiner Seelenstimmung in dieses moderne Drama hinüberleuchtet. Und damit ist wohl das Ehrendste gesagt, was hier gesagt werden konnte.

Georg Muschner in der Lese: Wilhelm Schmidbonn schafft nicht abseits irgendwo auf Sondergebieten der Dichtkunst, sondern er steht nahe am Quell, wo die eigentliche Entwicklung vorwärts drängt, und ist zu seinem Teile mit Träger solcher Entwicklungen. Der verlorene Sohn ist in der sprachlichen Form ein Schritt über das Erreichte hinaus. Oskar Maurus Fontana im Pester Lloyd: Schmidbonns Drama ist vom Lessingschen Drama so gelöst wie etwa Hodler von Jan Steen. Es gibt keine Details, keine Psychologismen mehr, sondern nur noch große, über das Leben erweiterte Formen und Gebärden, von einer primitiven Kraft gezogen. Und es gehört schon Kraft dazu, sich in diesem ungeheuren Raume nicht zu verlieren, ihn zu füllen. Schmidbonn hat diese Kraft, diese Wucht, dieses Elementare, das ihn auch so einzig macht. Voll der schönsten Süße ist es, wenn diese Kraft spielend zu tösen, von Heimlichkeiten zu singen beginnt. Der Rhythmus, frei dahinströmend, hart gehämmert, ist Schmidbonns eigenster Besitz und etwas ganz Neues.

---

Preis geheftet Mark 2.— / gebunden Mark 3.—

## Lobgesang des Lebens

### Rhapsodien von Wilhelm Schmidbonn

Franz Servaes in den Leipziger Neuesten Nachrichten: Ein Buch, daß ich neben die Werke Verhaerens stellen möchte, denen es an rhythmischer Kraft, an freier Weltchau, an lebenbejahender Glaubenskraft verwandt ist.

Oskar Maurus Fontana in der Wage: In diesen Rhapsodien tönt ein ganz neuer, vorher ungetönter Rhythmus. Es ist das repräsentativste Werk unserer Zeit, aus dessen Rhapsodien unsere Nachfahren am klarsten erkennen werden, um was wir geblutet haben.

Berthold Litzmann im Literarischen Echo: Hier weist einer einen neuen Weg, den Weg, von dem die Neunmalweisen der vorangehenden Generation sich und andern einreden wollten, daß die Kunst ihn überhaupt nicht gehen könne.

Felix Braun in der Wiener Neuen Freien Presse: Der Verherrlichung lebendig wirkender Kraft dient die Kunst Schmidbonns und beherrscht diesen Dienst in souveräner Weise, mit einem Reichtum, den man lange nicht ausschöpft und stets von neuem genießt.

Peter Hameyer in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung: Schmidbonn braucht nicht zu wollen, er hat. Er ist Vitalität; heidnisch-germanische Kraft; Ganzheit; das Alleinsgefühl ist ein lebendiger Besitz in seinem Blut.

Artur Silbergleit im Tag: Seine kräftige Teilnahme an Vergangenheit und Gegenwart offenbart den Reichtum seines Geistes und Gemütes. Nicht gegen, sondern aus dem Geist einer feuschen Schönheit schafft er Gebilde, die einen geheimen Zauber in sich tragen.

Hans Frank in der Königsberger Allgemeinen Zeitung: In ihrer stark und frei fließenden Rhythmit einzigartige Gesänge. Ein wunderbares Verwachsensein mit den Dingen der Natur, den Menschen und ihren Schicksalen.

Eduard Krutina in der „Schönheit“: Gewiß liegen in manchen dieser Hymnen Wege und Horizonte einer Verssprache offen, die der Dichter über einen gewaltigen Aufstieg hinweg für sich und die Komgenden erkämpft hat.

## Der Born des Achilles

Eine Tragödie. Von Wilhelm Schmidtbönn

Julius Bab in der Gegenwart: Was ist an Kern und Kraft, Freiheit und Born, Sicherheit und Helle der Seele dieses Dichters zugewachsen, seit er das wirr verzitternde Lied von der Mutter Landstraße sang! So voll sinnlicher Wärme, so ganz voll Blut und Erde sind die Worte Schmidtbönnischer Gestalten heute, daß sich die leuchtende Gegenständlichkeit homerischer Bilder ganz organisch einfügt. Dieser stählerne Rhythmus scheint mir die technisch bedeutendste Errungenschaft der letzten Jahrzehnte, der erste wirkliche Fortschritt seit Hoffmannsthal. Ich erachte Wilhelm Schmidtbönn in seiner aufrecht schönen Männlichkeit, in seinem frommen und starken Wirklichkeits Sinn für den schönsten Sproß unseres dramatischen Nachwuchses.

Siegfried Jakobsohn in der Schaubühne: So aber ist Achilles reich genug, um uns von Anfang bis zu Ende in Atem zu halten. Wo er ist, sind Götter, auch ohne daß Götter sind. Achills wundervolle Tumbheit und Dumpfheit wird niemals Dummheit. Schmidtbönn ist in diesem Männerstück prachtvoll und unbeirrt und in jedem Sinne männlich geblieben.

Friedrich Düsel im Kunstmärkt: Der stählerne federnde Rhythmus dieser straffen Sprache, die Energie dieser sparsamen Bilderawahl, die erdhafte, quellsfrische und doch sinnlich warme Ausdrucks Kraft schlicht elementarer Gefühle, die alles aus erster Hand zu haben scheint, die ganze ehrlich blanke Rüstung dieses Poeten macht ihn der Nachbarschaft eines Dichters und Schöpfers nicht unwürdig, der, wie uns dünnen will, von Urbeginn im Rate aller Dinge saß.

Ostar Maurus Fontana im Merker: Zu all dem kommt die atem schwere Wucht einer in Eisen gehenden Sprache, kommt die ihm eigene Kraft des Bildgebens, seine alte Kraft, szenische Einfälle, szenische Motive zu erfinden, in einer solch strahlenden Reinheit, daß das dargestellte Drama rein optisch Sinn und Freude ausstrahlen muß.

Nationalzeitung: Dieses Schicksal eines Einsamen ist mit lühner muskulöser Faust herausgehoben. Voll heftiger Konflikte und darum auch packenden Lebens voll.

---

Preis geheftet Mark 3.- / gebunden Mark 4.-

## Der Graf von Gleichen

### Schauspiel von Wilhelm Schmidbonn

Saladin Schmitt im Kölner Tageblatt: Schmidbonns Dichtung ist in der unbedingten, zwingenden Notwendigkeit der Gestalten und des daraus resultierenden Geschehens ein einzigartiges Drama geworden. In wenigen, wundervoll gegliederten Szenen von gesättigter Kraft und glashell durchsichtiger Struktur gibt sich ein Kunstwerk von stärkster Innerlichkeit.

Bertold Lühmann in den Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft: In diesem Werk ist ein großer Dichter auferstanden. Von dem Grafen von Gleichen wird man eine neue Epoche des deutschen Dramas datieren. Eine künstlerische Schöpfung von einer Reife und Kraft und Größe, vor der sich zu beugen Recht und Pflicht ist. Ein dramatisches Temperament von größter Wucht und Folgerichtigkeit.

Die Xenien: Dieses Drama ist das einzige Drama, das in den letzten Jahren der deutschen Literatur geschenkt ward. Hier herrscht der „sich selbst sehende Konflikt“, um mit Samuel Lublinsky zu reden. Es ist die Unerbittlichkeit in diesen Vorgängen, die einer durch den andern bedingt sind.

Vorwärts: Der Atem komprimierter, dumpf schwuler Leibenschaft weht aus dem Hintergrund der stimmungsvollen Bilder des ersten Aufzugs und schwält dann in gewaltiger Steigerung zum Sturm, der jede Schranke niederrwirbelt.

Die Wage: Fast wie um zu sagen: „Ich bin nicht bloß ein Erneuerer, ich bin auch ein Neuer“, schloß Reinhardt sein Wiener Gastspiel mit Schmidbonns Grafen von Gleichen. Wer vermöchte dieses Drama von den drei Menschen zu sehen, die einander suchen in Sehnen und Schmerzen und einander töten und unglücklich machen fürs Lebensende, wer vermöchte das zu sehen, zu hören und zu lesen, ohne nicht bis ins Innerste aufgewühlt zu werden? Das herb Keusche, mit Stein und Fels Verwachsene in diesem Drama, das alles lebt in der Reinhardtschen Aufführung.

## Der spielende Gros

### Vier Schwänke von Wilhelm Schmidtbonn

**Frankfurter Zeitung:** Die Bühne hat seit langem keine heiteren Stücke mehr erhalten, die so sehr Anmut und Geist mit Bühnenwirksamkeit und lebfrischer Komik in sich vereinigen. Ein jegliches ist in seiner knappen Entwicklung ein psychologisches Meisterstückchen und zugleich ein drastisches und wirklich lustiges Lustspiel.

**Rheinisch-Westfälische Zeitung:** Überschüssige Kraft, die ihre Zinsen überfroh zerstreut, ausgelassenes Lebensgefühl, das sich selbst verschwenden möchte: Schwänke im altdutschen Sinn, deutsch troh hellenischer Form, siegen hier über die uns wesensfremde gallische Planterie.

**Berliner Tageblatt:** Die Schwänke sind außerordentlich kühn, weil sie von einem Freiluftmenschen herrühren, sie sind gewagt, weil sie von einem ganz und gar unbürgerlichen Poeten abstammen, aber sie sind doch nicht einen Augenblick gemein, weil ihnen alle Routiniertlüsternheit fehlt.

**Berliner Lokalanzeiger:** So handelt es sich hier um ernste dramatische Motive, bei deren künstlerischer Ausprägung mit Recht und Willen ein heiterer Ton gewahrt ist. Niehsche hat diese Art Dichtung, die die schwersten Dinge gleichsam leicht und tanzend sagt, für das Kunstwerk der Zukunft begehrte. Der Dichter beschreitet mit diesen Dramoletts einen Weg über Ibsen hinaus.

**Arbeiterzeitung Wien:** Das Lachen Schmidtbonns ist kein gemütliches Philisterlachen, es ist der Jubelruf eines freien natürlichen Menschen.

**Neue babilische Landeszeitung:** Witzig, leicht und durchgeistigt gaukeln die humorvollen Scherzspiele an uns vorüber. Schmidtbonns Figuren sind gute, dankbare Rollen, seine Sprache ist, wie immer, so auch diesmal fernig, förnig, bildreich, anschaulich, kurz, höchstpersönlich.

**Joachim Benn im März:** Die prachtvoll germanisch-leuschen Schwänke Schmidtbonns.

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W 9

## Hilfe! ein Kind ist vom Himmel gefallen

### Tragikomödie von Wilhelm Schmidtbönn

E. Pernerstorfer im Strom: Vor allem ist der Vorwurf des Stücks originell. Wie wenig zuletzt die Mitglieder der Verbrecherwelt sich von denen der anständigen Welt unterscheiden, zeigt der Dichter im zweiten Akt in geradezu klassischer Weise.

Julius Bab in der Schaubühne: Diese Tragikomödie stellt Schmidtbönn's alten Lieblingskontrast auf: die Fahrenden, die Schweifenden, die Ausgestoßenen kommen in eine höchst folgenschwere Be- rührung mit den Gesättigten, den Wohlgeordneten, den Bürgern. . . Das Außerordentliche, das Romanhafte dieses Motivs ist sehr glücklich dadurch überwunden, daß das Ganze auf eine zeitlos phantastische Höhe des Tones gehoben, daß Klang und Farbe eines Märchens gewonnen ist. Ein modernes Märchen, dessen schwärmerischer Flug doch unsere grimmigsten Gegenwartswahrheiten streift. Nie habe ich die Menschlichkeit Wilhelms Schmidtbönn's wahrhafter, tiefer, geistiger empfunden als in dem sachlichen Mut der Schluswendung.

Peter Hamacher in der Rheinisch-Westf. Zeitung: Sonderbar und dazu gewagt ist das Motiv der Tragikomödie. Ein Fabrikant kommt von einer Reise zurück und macht entseht die Entdeckung, daß mit seinem einzigen Töchterchen recht folgenschwere Veränderungen vor sich gegangen sind. Und der das Unheil angerichtet hat, das ist ein Einbrecher. Wie ein phantastisches Märchen, nicht wahr? Es ist in der Tat etwas Freies, Leichtes, Übermütiges in dem Stück.

Königsberger Hartungsche Zeitung: Die Tragödie der Mütter. Mit ganz rührenden, einfachen und kindlichen Zügen ist das alles hingeseht, mit einer Sprache hingeschrieben, der man ihren Gaft wie Blumen und Blättern ausdrücken zu können glaubt. Wir haben heute Romantiker und Reimkünstler fünfzehn auf ein Dutzend, wir haben aber keinen wie Schmidtbönn, der so sehr allem, was über die Straße wandert und unter den Wolken fliegt, verwandt ist. Und das will viel bedeuten, dünkt mich.

---

Preis geheftet Mark 2.— / gebunden Mark 3.—





LG.  
S3546w

133466

Author    Schmidtbonn, Wilhelm

Title    Der Wunderbaum, dreiundzwanzig Legenden.

UNIVERSITY OF TORONTO  
LIBRARY

Do not  
remove  
the card  
from this  
Pocket.

Acme Library Card Pocket  
Under Pat. "Ref. Index File."  
Made by LIBRARY BUREAU

Egon Gleisner & So: Berlin

